

**Zeitschrift:** Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica

**Herausgeber:** Schweizerische Vereinigung für Altertumswissenschaft

**Band:** 67 (2010)

**Heft:** 4

**Buchbesprechung:** Buchbesprechungen = Comptes rendus

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 30.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Buchbesprechungen – Comptes rendus

*Christos C. Tsagalis: The Oral Palimpsest. Exploring Intertextuality in the Homeric Epics.* Harvard University Press, Cambridge MA/London 2008. XXX, 325 S.

Tsagalis (T.), dessen wegweisende Ansätze zum Klagediskurs im archaischen Epos (*Epic Grief* (2004) und klassischen Grabepigramm (*Inscribing Sorrow* (2008))) ihn als besonders kompetenten wie auch überaus produktiven Interpreten antiker griechischer Literatur ausweisen, legt hier eine Studie vor, die das inzwischen in der Homerforschung gut etablierte Konzept ‹Intertextualität› erneut fruchtbar zu machen vermag. Das gelingt ihm dadurch, dass er die mythischen, sprachlichen und thematischen Interdependenzen von verschiedenen mündlich-epischen Traditionen, die bei der Gestaltung der homerischen Epen einen quasi inhärenten Palimpsestierungsprozess aufscheinen lassen, akribisch untersucht und sich selbst als Repräsentanten einer ergiebigen Synthese von zeitgenössischer *oral poetry theory* und den Erkenntnissen der Neoanalyse sieht, die Nagys raffiniertem Modell der textualisierten mündlichen Gesangkulturen sehr nahe steht. Die Stärke von Ts' Ansatz liegt zweifelsohne in der Klarheit, mit der er seine Terminologie definiert, wie in der Art und Weise, wie er seine anschaulich definierte Methodologie anwendet. Homerische Intertextualität liesse sich demnach vierfach bestimmen: als Verhältnisse zwischen anerkannten Gesangtraditionen; als selbstreflexive Tendenzen, die dem Epos immanent sind; als diachron verstreute Beziehungen zwischen homerischer Dichtung und nicht weiter identifizierbaren Traditionen, die unter das Rubrum «indoeuropäische Schicht» fallen; und schliesslich als intertextuelle Anspielungen, die intratextuelle Sequenzen erläutern (*Einleitung*, xiv).

Das Buch ist ebenso klar strukturiert: Es besteht aus vier grösseren Sektionen, welche die verschiedenen Facetten seiner Version von Intertextualität, die sich in der *Ilias* und der *Odyssee* finden, dokumentieren. In den vier Kapiteln, die die erste Sektion (1–90) ausmachen, treten Frauen gestalten (Andromache, Klytaimnestra, Nausikaa und Penelope) in den Vordergrund, die zu einer intertextuellen Auseinandersetzung mit konkurrierenden Traditionen veranlassen und damit die homerischen Gesänge in ihrer überlieferten Form semantisch bereichern. In den drei Kapiteln der zweiten Sektion (93–149) wird die Figur Helenas mehrfach als Zeugnis für die selbstreflexive Überlegenheit der iliadischen Tradition gegenüber alternativen figurbedingten Mythos-Versionen gedeutet. Anders gesagt, zieht die figürliche Einbettung Helenas in die *Ilias* ein Spiel mit rivalisierenden Traditionen nach sich, die in mehrfacher Hinsicht mit dem Plot der *Ilias* unvereinbar bleiben. Die mikroskopische Analyse von intertextuell aufgeladenen Formeln, die in der dritten Sektion (153–205) stattfindet, weist ein homerisch-episches Sprachregister mit speziell «symbiotischen» Zügen aus, der in keine konkret definierbare Tradition eingebunden werden kann, sondern auf eine zentripetale Bildersprache indoeuropäischen Ursprungs zurückzuführen ist. Zu diesem Zwecke werden formelhafte Junkturen wie *νυκτὸς ἀμολγῷ* und *πεφυζότες ἡύτε νεβρῷ* unter die Lupe genommen. Die vierte Sektion (209–285) befasst sich mit dem dialogischen Verhältnis von diesmal intratextuell eingereihten Passagen, die eine thematische Einheit aus konzentrischen Parteien kreieren, welche entweder durch lexikalische Anspielung oder sprachlich bedingte narrative Abweichung miteinander kommunizieren. Motivische Gestaltungen wie Bittstellung und Klage sind hier entscheidend für das Argument. Anlässlich der Interpretation von homerischen Gleichnissen als *intratextual sequences* im letzten Kapitel dieser Sektion bringt T. die Relevanz des Konzepts *hypertext* in die Diskussion hinein, das hier die konzeptuelle Assoziationsbandbreite bezeichnen soll, die Gleichnisse bei deren Rezipienten hervorrufen – das zunehmend vermehrte Interesse an mythos-, sprach- und themenorientierter Hypertextualität, einem relativ neu eingeschlagenen Zweig der Homerforschung, spiegelt sich übrigens auch in einer brandneuen, von T. selbst dirigierten Auseinandersetzung mit dem nämlichen Sachverhalt (*Trends in Classics* 2.2 (2010)).

T.s' durchdachte Auffassung homerischer Intertextualität öffnet neue Horizonte für ein manigfaches Verständnis der Mechanismen, die den homerischen Epen zugrundeliegen, zumal sie sich von der Rolle des Geschlechts und der mythischen Figur über die heikle Frage nach der Semantik formelhafter Diktion bis hin zur Analyse typischer Szenen bzw. narrativer Sequenzen erstreckt. Bedenkt man also den immensen Gewinn an aufschlussreichen Erkenntnissen und methodologischer

Raffinesse, die Homerforscher und -interessierte von dieser gelehrten Untersuchung zur homerischen Intertextualität einzustreichen haben, so kann man sich nur schwer einen dynamischeren Beitrag zur modernen Homerforschung vorstellen.

Marios Skempis

**Aeschylus: Persae.** With Introduction and Commentary by A.F. Garvie. Oxford University Press, Oxford 2009. LXII, 398 S.

Garvie (G.) legt mit den *Persae* seine zweite kommentierte Ausgabe zu Aischylos vor (1986: *Chœphori*). Dass er dabei eines der meistdiskutierten Stücke des Tragikers wählte, hat seinen Grund: G. stellt (zu Recht) fest, dass die *Persae* «had the misfortune to be studied too often not for its own sake but as a curiosity» (ix). Das Hauptgewicht liegt also auf Erklärung des Stücks aus sich selbst. Das erklärt die lange, gut 50 Seiten umfassende Einleitung, wo insbesondere die Probleme der Historizität, der vermuteten politischen Tragweite, der tragischen Komponente, des Stils und der Inszenierung abgehandelt werden, bevor der Text (S. 1–41) und der ausführliche Kommentarteil (S. 43–371) folgen. Eine metrische Übersicht über die lyrischen Verse (S. 372–377), gefolgt von der Bibliographie (Auswahl, S. 378–385) und schliesslich zwei Indices (griechische Wörter, S. 386–389; General Index, S. 390–398) runden das sehr schön gestaltete und weitgehend fehlerfreie Buch ab (lxi, bei A<sup>pc</sup> ist «before» durch «after» zu ersetzen). Es ist erfrischend, wie G. die festgefahrenen (Vor-)Urteile nach deren Stichhaltigkeit untersucht und z.B. die Hybris-Theorie zu entkräften vermag (S. xxiii–xxxii). Des öfteren bleibt G. dabei ausweichend und überlässt die Entscheidung dem Leser (z.B. wird das Für und Wider zur Lokalisierung des Dariusgrabes besprochen, aber die definitive Inszenierung nicht entschieden, S. 46–53). Sehr willkommen und hilfreich sind auch die jeweiligen Überblicke über die einzelnen «Szenen» (z.B. *The Ghost-scene*, S. 273–276) und die umfassenden Diskussionen bei inhaltlichen oder textlichen Schwierigkeiten (vgl. z.B. S. 280–283). Dass G. nicht in jedem Detail zu überzeugen vermag, liegt in der Komplexität des Stücks (und dessen Überlieferung) begründet. Z.B. tröstet er den Leser bei einer durch Konjektur «geheilten» Stelle mit den Worten darüber hinweg: «it need not worry us that ὄμωτις is a ἄποξ in Classical Greek» (ad 162); eine *crux* wäre in diesem Fall zu bevorzugen gewesen. Bei 42–43 wird ἐπίπονος aus metrischen Gründen – es wird eine lange Schlussilbe verlangt, doch folgt ein vokalisch anlautendes Wort – in Zweifel gezogen und als Alternative prosaisches ἐπὶ πᾶν vorgeschlagen, wo das Adjektiv doch an der Mittelzäsur des anapästischen Dimeters steht und zudem auf einen Nasal auslautet, was für eine Längung mehr als ausreichend ist. All dies beeinträchtigt die Anerkennung, die man G. für sein grossartiges Buch zollen möchte, in keiner Weise. Vielleicht hätte man sich einzig gewünscht, dass es ein klein bisschen weniger «english tradition»-lastig wäre.

Orlando Poltera

**Dee L. Clayman: Timon of Phlius. Pyrrhonism into Poetry.** Walter de Gruyter, Berlin/New York 2009. X, 261 S.

Die Idee zu dieser Studie über die Reste des Werks von Timon von Phleius entspringt einer Auseinandersetzung Dee L. Claymans (C.) mit skeptizistischem Gedankengut in Apollonios Rhodios' *Argonautika*, deren interessante Ergebnisse in ein Unterkapitel Eingang gefunden haben. Die Feststellung, dass Apollonios die Welt aus skeptischer Warte betrachtet, weckte C.s Neugier: Sie machte sich auf die Suche nach skeptischem Gedankengut in anderen hellenistischen Dichtungen und ging zurück bis hin zur Quelle, zum Werk Timons, «who first turned Pyrrhonism into poetry» (V). Weil Pyrrho von Elis (ca. 365–ca. 275), den die Tradition zum Begründer des Skeptizismus erhoben hat, die Möglichkeit jeglichen Wissens radikal leugnete und sich konsequent der Bildung von Urteilen verweigerte (z.B. «Ich behaupte nicht, dass Honig süß ist; aber ich gestehe, dass es so scheint.» (Zitat aus Timons Traktat *Hepī αἰσθήσεων*)), gründete er weder eine Schule im eigentlichen Sinne noch verfasste er ein philosophisches Werk. Vielmehr lebte er seinen Skeptizismus mit Haut und Haar (Σωματικότερον, S.E. PH 1.7). Timon fiel die Rolle zu, was Pyrrho tat, in Worte zu fassen; dabei konstruierte er die (nicht selten komische) *persona* Pyrrhos als eine Art «autoapplicazione» von dessen eigener Theorie (Reale 1981, zit. bei C. 46). Es ist höchst interessant zu sehen, wie sich der Skeptiker das Komische als Reflexionsraum dienstbar macht und sich komischen literarischen Traditionen (der Komödie, der (Homer-)Parodie) einschreibt – hier wünschte man sich von C. noch mehr Tiefgang.

Timon wäre für die Diskussion über «Philosophie in Literatur» ein grossartiger Gegenstand, führt er uns doch mit viel Schalk an die Grenzen der Philosophie und über sie hinaus tief hinein in den literarischen Diskurs. Hier gilt es noch viel nachzudenken.

Gegliedert ist das Buch sinnvoll und klar: Kap. 1 präsentiert die überlieferten Daten über die Biographien und Chronologien Pyrrhos und Timons; Kap. 2 ist den nur sehr trümmerhaft überlieferten Schriften Timons über Pyrrho gewidmet, der *Pytho* und den *Indalmoi*; Kap. 3 dreht sich um Timons *Silloi*, die in Kap. 4 in der griechischen Literaturgeschichte kontextualisiert werden; Kap. 5 fokussiert die Rezeption Timons in der hellenistischen Literatur; Kap. 6 bietet detaillierte Lektüren von Kallimachos' *Delos-Hymnos*, Theokrits *Idyllen* 7 und 1 sowie Apollonios' *Argonautika*. Die Conclusion ist der Versuch einer «Aesthetics of Skepticism».

Ein Stellen- und ein genereller Index beschliessen diesen Band, dem etwas intensivere redaktionelle Aufmerksamkeit nicht geschadet hätte. Weder ist es nötig, griechische Zitate bei ihrem zweit- und drittmaligen Erscheinen stets mit Übersetzung zu versehen, noch macht es einen besonders guten Eindruck, wenn schon auf der ersten Seite unter den «most acute critics» von C.s Manuscript Frau «Gurz-» statt Gutzwiller Dank gesagt wird. Die zahlreichen Flüchtigkeitsfehler (wie beispielsweise die Verortung der *Kyklopeia* im 11. statt im 9. Buch der *Odyssee*, 12), dürften den Leser jedoch nicht davon abhalten, sich von C. und ihrer Faszination für einen offenbar überaus gewitzten und unterhaltsamen Autor anstecken zu lassen, dem Monty Python (von C. unerwähnt) einiges verdankt: Der *Philosophers' Football Match* und *Bruce's Philosophers' Song* stehen – wie bewusst auch immer – in der Erblinie von Timons *Silloi*, wo Philosophen gegeneinander in die Schlacht ziehen und wo nach Philosophen gefischt wird oder Axiome und Theoreme auf dem Marktplatz feilgeboten und verscherbelt werden.

Rebecca Lämmle

*K. Brodersen/J. Elsner (eds): Images and Texts on the “Artemidorus Papyrus”.* Working Papers on P.Artemid. St. John’s College Oxford, 2008 (Historia Einzelschrift 214). Steiner Verlag, Stuttgart 2009. 169 p.

*C. Gallazzi/B. Kramer/S. Settim/A. Soldati (eds): Intorno al Papiro di Artemidoro. I. Contesto culturale, lingua, stile e tradizione.* Atti del Convegno internazionale del 15 novembre 2008 presso la Scuola Normale Superiore di Pisa. Edizioni Universitarie di Lettere Economia Diritto, Milan 2009 (but printed in 2010). 296 p.

Since the publication of the edition of the so-called Artemidorus Papyrus by Claudio Gallazzi, Bärbel Kramer and Salvatore Settim (March 2008), many commentators have sought to cast light on this controversial manuscript. The two volumes under review contain the proceedings of conferences held in Oxford (June 13<sup>th</sup>, 2008) [= OXFORD] and in Pisa (November 15<sup>th</sup>, 2008) [= PISA]; the proceedings of a philological meeting which took place in Rovereto (April 29–30<sup>th</sup>, 2009) have also just been published. It is worth pointing out that in Oxford (as well as in Rovereto) the matter was discussed in all its complexity, with the debate centring both on the arguments of those who take a cautious, if not downright suspicious, view of the papyrus (Billerbeck, Canfora, Wilson) and of those who regard it as authentic (Adornato, West), while only advocates of authenticity were invited to the Pisa gathering. This was a wasted opportunity: it is only through the comparison of opposing theories that well-founded conclusions can be reached.

It is impossible to summarize the often very complex problems involved in this debate, but it is quite clear that those who refuse to entertain the possibility that what we are dealing with is a modern fake have been forced to put forward a very mixed bag of often conflicting interpretations about *what the papyrus actually is*. According to Sedley (PISA, 52–53), the author of col. I–III was perfectly skilled in *post* 105 BC Middle Platonic philosophy, and was in constant touch “with the school’s headquarters in Athens” (but the presence of the term θέλησις, to signify the will of the soul, instead of βούλησις, which was the usual term for that in Hellenistic philosophy, should not be disregarded as a minor accident, nor is recalling Cicero’s *voluntas* an adequate explanation). Parsons puts forward a hypothesis of three different authors working in a provincial context and highly deficient in rhetorical education, whose “abysses of ineptitude” are proved by their “struggling with language” (OXFORD, 27; PISA, 26–27). Cassio (PISA, 79–80) assumes there is just one author and praises him as

an accomplished rhetor of the Asiatic school, whose language is influenced by a genuine interest in pagan religion; Soldati even endorses his orthographic anomalies, which are supposed to be evidence of the Ionic-flavoured Greek language of an Ephesian writer (PISA, 91–92). In the “florid *epideixis*” of col. I–III Colvin notes a declamatory attitude but defines it as an odd “attempt” written in a provincial Egyptian workshop by “someone with imperfect control of idiom” who obscurely mixes up “scientific and poetic terms in a shaky syntactic structure” (PISA, 69–78). Galazzi-Kramer’s theory about Artemidorus’ authorship of the *whole* text of the papyrus actually appears to be a minority position.

As regards the map or the drawings (the Oxford proceedings include remarkable iconographic apparatus), there still remain many doubts. For instance, Elsner (OXFORD, 49–50) points out the “combination and great variety of ancient forms of conventional depiction in one document” and hints at a kind of aesthetic of “incompleteness” (this, as he admits, is just a “flight of fancy” of course, but how revealing!). Talbert thinks that if the map represents Spain (and this is an assumption), “more and more questions arise, with no means as yet to answer them” (OXFORD, 63).

There is, however, a darker cloud hanging over the papyrus. D’Alessio, “ZPE” 171 (2009) (and, before him, Nisbet, OXFORD, 21–22) proposed changing the order of the columns and thus altered the nature of the work. While most contributors seem to agree, Gallazzi and Kramer’s counter-deductions (PISA, 216–242) are so full of unproved axioms that they cannot be considered sound at all. They assert that the papyrus contains no corrections and thus cannot be an “autograph”: but could it not be a fair copy by the author himself? And what about the correction that the editors insisted was visible in V 30 (but that nobody can actually see)? Their assertions about anthologies of technical texts do not stand up to scrutiny, since there are many different ways of summarizing and collecting sources. Pliny uses many authors without naming them: is he not anthologizing?

Elsner is right in saying that the matter of authenticity is essential, since, if the papyrus is a fake, “we need proceed no further” (OXFORD, 35). But the question needs to be examined using philological methods: Hammerstaedt (PISA, 59–68) and West (OXFORD, 95–101) defend the text of the papyrus in the face of Canfora’s suspicions that it contains wrong modern conjectures (OXFORD, 89–94). Their arguments strike me as unconvincing. West, for example, says that ascribing to Artemidorus the discussion about the toponyms *Iberia/Hispania* in Strabo (as evidence for the reading καὶ συνωνύμως instead of συνωνύμως καὶ) is “arbitrary”. On the contrary, it seems to me that it is quite compelling, as Artemidorus was writing at the very beginning of the westward expansion of the Roman Empire, when that semantic overlap was becoming established. Moreover, West complains that the καὶ συνωνύμως reading leaves Cadiz outside the Spanish province, but it may depend on its status as a *civitas foederata* (Cic. *Balb.* 34). It is only by finding answers to the philological questions that the puzzle can be solved.

Claudio Schiano

**Corpus rhetoricum: Tome II. Hermogène: Les états de cause.** Texte établi, traduit par Michel Patillon  
(Collection des Universités de France). Les Belles Lettres, Paris 2009. CVII, 212 p.

Ce volume prend la suite d’un premier où l’on trouve traitées toutes questions d’ordre général afférentes au *Corpus rhetoricum*. De sources compliquées, contradictoires et souvent tissées d’absurdités toutes hagiographiques, Michel Patillon (P.) arrive à la conclusion qu’Hermogène, rhéteur de la fin du II<sup>e</sup> s. et des débuts du III<sup>e</sup> s. doit la survie de ses œuvres au fait que son premier commentateur, Métrophane (III<sup>e</sup> s.), serait l’auteur de traités semblables aux siens (p. VII–XVIII). Un plan aussi détaillé qu’utile (p. XIX–XXV) précède l’analyse très fouillée des rapports qui situent le traité dans la tradition rhétorique (p. XXV–LVII). L’œuvre ayant été assez abondamment commentée, il importait d’en présenter des exégètes dont les œuvres (IV<sup>e</sup>–V<sup>e</sup> s.) nous sont parvenues (p. LVII–LXXXVI). Une présentation de la tradition du traité ainsi que de ses éditions anciennes (p. LXXXVI–CVII) closent une introduction dont on saluera une clarté qui rassurera le non-spécialiste mais ne décevra pas le connaisseur. La traduction reprend en grande partie celle que l’on trouve éditée en 1997 à l’Âge d’Homme. Toutefois, P. l’améliore considérablement, non pas en la remaniant, mais en la rendant plus précise. L’intelligence des choses y gagne une clarté accrue et la fidélité traductologique s’en renforce. L’établissement du texte s’est compliqué de la nécessaire prise en compte de lemmes incomplètement

cités, voire déformés, par les commentateurs antiques du texte; l'apparat en prend de l'embonpoint mais reste clair et surtout de lecture facilitée par la numérotation des lignes. La consistance de l'apparat critique a autorisé la présence d'abondantes notes de bas de page. On les trouvera renforcées de 122 pages de notes complémentaires que l'extraordinaire complexité du texte requérait et qui répondent à l'essentiel de ce qui tourmentera le lecteur. Et de fait, la lecture de ce texte assurément négligé est la clé qui permet d'entrer dans le monde de la déclamation où la complexité est reine et où, ainsi qu'en témoignent *ad nauseam* les *Declamationes maiores* du Pseudo-Quintilien, tout se ramène à l'exercice d'une structure argumentative dont la matière n'emprunte à un fond d'essence romanesque que le minimum de ce qui lui faut pour exister. Mais ce sont assurément les linguistes qui tireront le plus de profit de ce volume. Ils y verront se constituer une théorie de l'argumentation où toutes les formes de la modalité sont analysées dans ce qui s'avère moins un traité des états de cause qu'une tentative de jeter les bases de notre moderne pragmatique.

Carole Fry

**Aristeneto: Lettere d'amore.** Introduzione, testo, traduzione e commento a cura di *Anna Tiziana Drago* (Satura, 5). Edizioni Pensa Multimedia, Lecce 2007. 656 pp.

Aristeneto appartiene a quella cerchia di autori che gli storici della letteratura greca sono soliti definire «minori». Di questo scrittore di *Lettere*, tramandate da un unico testimone superstite (un codice viennese dei secoli XII–XIII: Vindobonensis Phil. Gr. 310), si sa pochissimo: è possibile che i limiti cronologici della sua vita vadano fissati al primo decennio del VI secolo, ma è anche probabile – come ha argomentato W.G. Arnott (*YCLIS* 27 (1982) 291–294) – che la raccolta di lettere fittizie attribuita a questo epistolografo sia in realtà opera di un anonimo autore, convenzionalmente indicato con il nome di Aristeneto (che figura, non senza suscitare qualche sospetto, come mittente della prima epistola della silloge). La modesta fortuna editoriale di quest'autore, lungamente trascurato dagli studiosi (a parte la meritoria eccezione di Boissonade, autore di un corposo commento alle *Epistole* (Parigi 1822)), andrà dunque attribuita, almeno in parte, all'esiguità delle informazioni che lo riguardano. E tuttavia, nella seconda metà degli anni Settanta del secolo scorso, si è andato affermando un crescente interesse di ricerca nei suoi confronti; interesse che ha coinvolto anche studiosi autorevoli quali Albin Lesky (cfr. Aristainetos: *Erotische Briefe. Eingeleitet, neu übertragen und erläutert von A. Lesky* (Zürich 1951)) e il già ricordato Arnott, autore di fondamentali contributi sull'epistolografo. In Italia, è stato Giuseppe Zanetto ad occuparsi di questa raccolta epistolografica: per le sue cure è apparsa, di recente, nei Classici greci e latini della BUR, una traduzione annotata delle *Lettere* (Alcifrone/Filostrato/Aristeneto: *Lettere d'amore. Introduzione, restituzione del testo originale, traduzione e note di F. Conca e G. Zanetto* (Milano 2005)), che ha sostituito la traduzione a stampa delle *Lettere* comparsa in Italia ad opera di Giulio Perini (*Lettere di Aristeneto tradotte da un Accademico fiorentino*, Crisopoli (Parma) 1807).

Questo volume di Anna Tiziana Drago (D.) offre il primo commento sistematico al *corpus* delle *Lettere* successivo a quello di Boissonade e fornisce, in particolare, uno stimolo di riflessione nella ricostruzione dei rapporti dell'opera dell'epistolografo con la tradizione letteraria precedente, la cui influenza, lungi dall'essere episodica o occasionale, si rivela, ad un'analisi attenta e meditata, ben altrimenti costitutiva. Apre il volume una corposa *Introduzione* (pp. 7–77), suddivisa in diversi capitoli (*La tradizione manoscritta, le edizioni e le traduzioni delle Lettere*: pp. 7–15; *Il problema dell'attribuzione delle Lettere*: pp. 16–36; *Allusione e intertestualità: la genealogia delle Lettere*: pp. 36–77), in cui si affrontano i diversi problemi legati a questo testo, dalla datazione del *codex unicus* viennese alle edizioni moderne delle *Lettere*, dal problema dell'attribuzione del *corpus* epistolografico alla complessa strategia compositiva che sottende le epistole. Sul problema della data di composizione dell'epistolario, l'A. propende per «una datazione [...] più bassa rispetto a quella richiesta da Aristeneto di Nicea» (p. 34), ossia l'epistolografo corrispondente di Libanio (IV sec.) e colloca la stesura delle *Lettere* tra la fine del V e gli inizi del VI secolo, opera di un epistolografo (si sia chiamato o no Aristeneto) appartenente alla cerchia di letterati umanisti (fra i quali Procopio, Agazia, Paolo Silenziario) formatisi negli ambienti imperiali della Costantinopoli giustinianea. E tuttavia, se la proposta di datazione della D. è in linea con la posizione più recente in merito, l'A. mette in campo un'argomentazione originale, richiamando l'attenzione su un dato sinora trascurato dagli studiosi: la

protagonista dell'epistola 1,19 (la μουσούρης Melissarion) esercita la sua arte *nei teatri e sulla scena* (rr. 10 e 13; cfr. anche rr. 5–7); questo elemento, evidentemente anacronistico rispetto all'ambiente e ai riecheggiamenti letterari pertinenti alla commedia nuova presenti nell'epistola, sposta la datazione della raccolta al momento in cui anche le donne calcano le scene dei teatri (probabilmente in concomitanza con il successo del mimo e della pantomima) e chiede di essere interpretato alla luce di quell'ambientazione di teatro post-classico, così ben tratteggiato dall'epistolografo nella lettera 1,26.

Le lettere della silloge sono presentate nel volume con uno schema costante: il testo greco (basato su quello curato nel 1992 da J.-R. Vieillefond per la Collection Budé, emendato di refusi tipografici, errori nella numerazione delle righe, sviste) è corredata di traduzione e commento (rispetto all'edizione di riferimento viene qui esclusa l'epistola 2,23, unanimemente riconosciuta come falso attribuibile al Kontos). L'esegesi sistematica ad ogni epistola è preceduta da una sintetica esposizione di carattere introduttivo, in cui la D., rinviano alle puntuale note *ad locum* i problemi della *Quellenforschung* e il riconoscimento di *topoi*, codici, marche lessicali, si impegna a individuare l'influenza determinante del «modello generativo» (l'intertesto), ossia di quell'archetipo che costituisce per l'epistolografo non già semplice elemento di confronto erudito, ma elemento strutturalmente dinamico, coinvolgente la genesi stessa della lettera.

Dell'ampia e aggiornata bibliografia utilizzata la D. dà conto da p. 617 a p. 638, in cui, dopo le sigle, sono elencati i lavori che nel corso del volume sono stati citati almeno due volte. Chiudono il volume tre indici, preziosi per orientarsi nella mole del commento: *Dei nomi e delle cose notevoli* (pp. 639–647), *Dei termini greci e latini discussi nel commento* (pp. 648–650), *Dei passi discussi* (pp. 651–656).

Sotera Fornaro

**Klaus Alpers:** *Untersuchungen zu Johannes Sardianos und seinem Kommentar zu den Progymnasmata des Aphthonios* (Abhandlungen der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft 62).

J. Cramer Verlag, Braunschweig 2009. 159 S.

Die gelehrte, dicht geschriebene Studie situiert sich am Schnittpunkt zwischen Klassischer Philologie und Byzantinistik. Sie ist der Analyse des ausführlichen Kommentars gewidmet, welchen im 9. Jahrhundert der Bischof Johannes von Sardeis in Konstantinopel zu den in ihrer Wirkungsgeschichte einflussreichen *Progymnasmata* des spätantiken Rhetors Aphthonios verfasst hatte. Von H. Rabe (1928) erstmalig herausgegeben, hat dieses Werk in der bisherigen Forschung keine sonderliche Aufmerksamkeit genossen, wozu einerseits die gängige Datierung des Werks in die sog. dunklen Jahrhunderte der byzantinischen Kulturgeschichte beigetragen haben mag und andererseits Rabes Verdikt, es handle sich bei Sardianos' Exegese lediglich um eine «Neuaufgabe» eines spätantiken Kommentars ohne originalen Wert. Diese negative Einschätzung hat Alpers (A.) durch minutiöse Einzeluntersuchungen in der Quellenkritik gründlich revidiert und darüber hinaus aufgezeigt, wie bereits vor Photios und der byzantinischen «Renaissance» in Konstantinopel methodisch arbeitende Philologen die antiken Autoren erklärten und einem gebildeten Publikum zugänglich machten.

Nach einer kurzen Einleitung über Aphthonios und den Rhetorikunterricht der Byzantiner sowie die Überlieferung von Sardianos' Kommentar wendet sich A. der Datierungsfrage zu. In einem langen Exkurs über die vom Patriarchen Methodios verfasste *Vita* des Metropoliten Euthymios kommt er zum Schluss, dass Johannes seinem Amtsvorgänger bereits 824/825 auf den Bischofsitz von Sardeis nachgefolgt war und diesen mit längerem Unterbruch bis 858 innehatte. Damit gewonnen wird nicht bloss ein *terminus ante quem* für die Abfassung des Aphthonioskommentars, sondern es erhärtet sich auch die Vermutung, der Vertriebene habe sein Exil (in Konstantinopel?) mit schriftstellerischer Tätigkeit fruchtbar genutzt. A.s entscheidende Korrektur der bisherigen *communis opinio* besteht also darin, dass im 9. Jh. bereits vor Photios wissenschaftlich betriebene Literaturkritik der antiken Autoren nachgewiesen ist.

Den Hauptteil seiner Untersuchung widmet A. der Quellenbenutzung im Aphthonioskommentar. Methodisch entscheidend ist die Widerlegung der «Ein-Quellen-Theorie», die sich besonders seit dem 19. Jh. in der Quellenkritik byzantinischer Kommentare, lexikalischer Werke und der Etymologika breitgemacht hat. An zahlreichen Beispielen weist A. direkte Benutzung zitiertener Autoren durch Sardianos nach; genannt sei hier beispielsweise Homer. Kritischer Umgang mit dem Text lässt

darauf schliessen, dass der Aphthonioskommentator eine *Ilias*-Handschrift benutzte, welcher die D-Scholien bereits beigegeben waren, also eine Vorstufe des grossen Scholiencorpus widerspiegelt, wie es in der ersten Hälfte des 9. Jhs in Konstantinopel kompiliert wurde und in der Gestalt des *Venetus A* auf uns gekommen ist. Zu ähnlichen Ergebnissen führen A.s' Untersuchungen zu Text und Scholien des Aristophanes, des Thukydides u.a. Dem modernen Herausgeber byzantinischer Fachliteratur bleibt es also nicht erspart, die Überlieferungs- bzw. Textgeschichte der Gewährsautoren unter die Lupe zu nehmen, will er gültige Aussagen über die jeweilige Quellenbenutzung machen.

Nur am Rand mit Sardianos' Aphthonioskommentar verknüpft, aber informativ für A.s' Anliegen, die «dunklen Jahrhunderte» aufzuhellen, ist der Anhang über den *Onomatologos* des Hesychios Illustrios und die Epitome dieser Schrift. In kritischer Auseinandersetzung mit einem Beitrag von A. Kaldellis (GRBS 45 (2005) 381–403) kommt er zum Schluss, dass die christlichen Viten im genannten Werk späterer Zusatz des Epitomators sind, der zwischen 845 und der Benutzung des *Onomatologos* durch Photios tätig war. Dass aus der Abwesenheit christlicher *viri illustres* im Werk des Hesychios nicht ohne weiteres auf dessen Verharrung im heidnischen Glauben geschlossen werden darf, gilt *mutatis mutandis* auch für Stephanos von Byzanz, in dessen *Ethnika* die christlichen Einsprengsel wie z.B. der Artikel Βήθλεμα (β 84) ebenfalls auf das Konto eines Epitomators gehen dürften.

A.s' kenntnisreiche Untersuchung, welche man sich durch eine systematische Bibliographie und einen Index abgerundet gewünscht hätte (eine Liste *Corrigenda potiora* ist bei A. zu beziehen), weist in ihren Ergebnissen über den Aphthonioskommentar des Johannes von Sardeis hinaus; sie korrigiert die verengte Sicht von den «dunklen Jahrhunderten» des Ikonoklasmus und wirft ein erhellendes Licht auf den byzantinischen Prähumanismus, welcher der ausgreifenden Tätigkeit und Wirkung eines Photios den Weg gebahnt hatte.

Margarethe Billerbeck

**Nina Otto: Enargeia. Untersuchung zur Charakteristik alexandrinischer Dichtung** (Hermes Einzelschriften 102). Franz Steiner, Stuttgart 2009. 254 S.

Die Präsentation auf dem hinteren Buchdeckel dieser überarbeiteten Fassung einer Dissertation von 2007 verspricht nichts weniger als «eine exemplarische Neuinterpretation alexandrinischer Dichtung.» Nina Otto (O.) selbst fasst ihr Resultat so zusammen: «[D]as unterscheidende Merkmal alexandrinischer im Vergleich zu älterer Dichtung [besteht] nicht in einer veränderten Funktion [...], sondern lediglich in der Wahl der hierzu verwendeten Mittel» (S. 220–221). Dies wird exemplarisch an zwei für die Öffentlichkeit bestimmten Text(ausschnitt)en aufgezeigt – S. 135–218: Thcr. *Id.* 24 (*Herakliskos*) vor dem Hintergrund von Pi. N. 1; A.R. 1,721–768 (*Mantelgeschenk von Athene*) vor dem Hintergrund von Hom. *Il.* 18,478–609 –, um damit den in der Forschung gern formulierten scharfen Epochenbruch zwischen den Alexandrinern und ihren Vorläufern als inexistent zu erweisen. Dies trifft hier zweifellos zu, doch wird man wohl nicht von einer Neuinterpretation der alexandrinischen Dichtung schlechthin sprechen wollen (vgl. auch die Anm. 724). Dennoch gelingt es O., unsere Sinne für eine feinere Betrachtung und Beurteilung dieser Gelehrtdichtung zu schärfen. So verfolgen wir in den ersten beiden Teilen der Studie zunächst die in der Stoa und dem Kepos wichtigen Begriffe ‹ἐνάργεια› und ‹φαντασία›, die auf ihren philosophischen Gehalt hin untersucht (S. 31–66) und dann in ihrer Verwendung in der Literaturkritik und Rhetorik von Aristoteles bis (Ps.-)Longinos über Demetrios, Cicero und Quintilian besprochen werden (S. 67–134). Diese Darstellung ist sehr gelungen und birgt interessante Einsichten. Der dritte, literarpraktisch ausgerichtete Teil (s.o.) ist hingegen von einer gewissen *verbositas* gekennzeichnet (so übertrifft z.B. die Besprechung von Homers allgemein bekannter Schildbeschreibung bei weitem jene von Apollonios' Mantelbeschreibung, die doch im Zentrum stehen sollte). Überhaupt lässt sich O. hier verschiedentlich zu Überinterpretationen verleiten (zweimalige Erwähnung, dass sich die beiden oben genannten Ekphrasis im Umfang relativ zum jeweiligen Gesamttext [!] prozentual genau entsprechen, S. 203f. 208; Festmachen aller Mantelbilder an bestimmten Vorlagen, S. 203). Ebenso hätte man auch gewisse Doppelspurigkeiten vermeiden können (z.B. Wiederholung bereits ausgeschriebener Zitate, wörtliche Übernahme von Schlussfolgerungen wie S. 218 u. 221). Schliesslich ist die Materialsammlung zu dürftig (es werden gerade mal wenig mehr als 160 Verse aus der hellenistischen Dichtung besprochen und z.B. Kallimachos ganz

ausgeblendet), um dem Anspruch von Allgemeingültigkeit gerecht zu werden. Diese punktuelle Kritik soll jedoch O.s Verdienst nicht schmälern, insgesamt einen stimulierenden und im Grundanliegen überzeugenden Beitrag zum Verständnis der alexandrinischen Dichtung geliefert zu haben.

Orlando Poltera

**Jan Stenger: Hellenische Identität in der Spätantike. Pagane Autoren und ihr Unbehagen an der eigenen Zeit.** Walter de Gruyter, Berlin/New York 2009. 424 S.

Die Identität sozialer Gruppen in der Spätantike beschäftigt die Forschung seit einigen Jahren intensiv. Auch Jan Stenger (S.) befasst sich in seiner Habilitationsschrift mit diesem Themenkomplex. Als Studienobjekt wählt er die paganen Intellektuellen im östlichen Reichsteil. Seine Aufmerksamkeit gilt dabei vornehmlich dem literarischen Schaffen Libanios', Themistios', Eunapios', Himerios' und jenem Kaiser Julians. Er eruiert deren Perzeption der eigenen Zeit, speziell ihre Kritik an der zunehmenden Ausbreitung des Christentums und deren (vermeintlichen) Konsequenzen.

Bei sämtlichen Autoren, die er in den Blick nimmt, konstatiert S. ein tiefes Krisenbewusstsein. Dieses veranlasst die Autoren zur Konstruktion einer «hellenischen» Identität, die sich auf das traditionelle Selbstverständnis griechischer Intellektueller gründet, aber zugleich einige Spezifika aufweist, welche durch die aktuellen Herausforderungen geprägt sind: Zu nennen sind hier insbesondere die Verknüpfung von klassischer *paideia* mit paganen Kultpraktiken sowie die Ausdehnung des hellenischen Kulturraumes auf den gesamten griechischen Osten. Ziel ist, eine gemeinsame kulturelle wie religiöse Identität aller gebildeten Anhänger der alten Kulte in der östlichen Reichshälfte zu stiften. Konstitutiv ist überdies das Streben nach strikter Abgrenzung vom Christentum.

Als weitere Gemeinsamkeiten der Autoren vermerkt S. ihren ausgeprägten Vergangenheitsbezug, ihre Reflexionen über den idealen Herrscher und über adäquate Leitbilder für die (paganen) Angehörigen der sozialen Elite. Differenzen sieht er hingegen im Ausmass der Ablehnung des Christentums wie des kulturellen Gegensatzes, den die Verfasser zwischen «christlich» und «hellenisch» annehmen. Besonders rigoros verfährt diesbezüglich Julian, am moderatesten äussert sich Themistios. Libanios zeigt nach dem Tode Julians eine defensivere Haltung als zu dessen Lebzeiten.

Der Befund lässt zahlreiche Interdependenzen mit zeitgleichen christlichen Identitätsdiskursen erkennen, die noch dezidierter zu erforschen wären. Aufschlussreich dürfte sich zudem ein Vergleich mit der Identität paganer Senatoren im Westen des Reiches gestalten. Karen Piepenbrink

**Alexandra Trachsel: La Troade: Un paysage et son héritage littéraire. Les commentaires antiques sur la Troade, leur genèse et leur influence (Bibliotheca Helvetica Romana 28).** Schwabe, Basel 2007. XX, 501 S.

Mit dem vorzustellenden Buch, einer Dissertation aus Neuchâtel, setzt sich Alexandra Trachsel (T.) das Ziel, die Behandlung der Troas in der griechischen und lateinischen Literatur im Detail aufzuhellen. Die Arbeit schliesst sich damit an den gegenwärtigen wissenschaftlichen Trend des *spatial turn* an, vermeidet aber eine Auseinandersetzung mit den theoretischen Grundlagen dieser kulturwissenschaftlichen Bewegung und verfolgt stattdessen einen eher positivistischen Ansatz. So folgt auf einen (längeren) vorbereitenden Teil zur Schilderung der Troas in der *Ilias* der Hauptteil, in dem untersucht wird, wie verschiedenste antike Autoren den Versuch unternahmen, diese Schilderung mit der geographischen Realität in Deckung zu bringen. Dabei zeigt T. eine ausgezeichnete Beherrschung des Stoffs und der relevanten Forschungsliteratur, und kann auf diese Weise aufzeigen, wie einzelne Autoren wie beispielsweise Demetrios von Skepsis, bedingt durch die jeweiligen politischen Verhältnisse und wissenschaftlichen Entwicklungen, die Troas stets neu sahen.

Eine auffällige Entscheidung von T. bestand darin, die Frage, ob der *Ilias*-Dichter die Troas und den Hügel von Hisarlik aus eigener Anschauung kannte, gänzlich auszuklammern. Dies mag als kluge Vermeidung einer unlösbar, ja unfruchtbaren Frage erscheinen. Die Konsequenz ist aber, dass der Schauplatz der *Ilias* hier als rein literarischer Raum behandelt ist, der erst von nachhomericischen Autoren – so gut es ging – mit der Troas in Übereinstimmung gebracht wurde. Dementsprechend sieht sich T. regelmäßig vor die stereotype Frage gestellt, ob ein bestimmter Autor die Landschaft nur aus der Beschreibung der *Ilias* bzw. aus sonstigen literarischen Werken kannte

oder aus Autopsie (so programmatisch bereits in der Einleitung auf S. XVIII und zuletzt wieder in der Zusammenfassung auf S. 460). Dies ist aber eine verkürzende Alternative, da die Gegend um Ilion kein verlassener Erdenwinkel war, der nur von wenigen historisch motivierten Reisenden aufgesucht wurde. Stattdessen war der Hügel von Hisarlik auch in den «Dunklen Jahrhunderten» von ca. 700–300 v. Chr. ein religiöses Zentrum, und nach der Neugründung Ilios war die Stadt ein Teil des troischen Städtebundes und fungierte mit Theater und Festspielen sogar als dessen Mittelpunkt. Von daher müssen stets rege Kommunikationsströme von Troja/Ilion ausgegangen sein. Solche mündlichen Nachrichten, die eben von Festbesuchern, aber etwa auch von Handelsreisenden oder durchziehenden Soldaten usw. getragen wurden, dürften sich allmählich verdichtet und somit jedem Interessierten, also vielleicht auch schon dem *Ilias*-Dichter, ein einigermassen zutreffendes Bild der Gegend ermöglicht haben. Vor diesem Hintergrund sollte etwa die Arbeitsweise des Hellanikos von Lesbos anders beurteilt werden, als T. dies tut. Hellanikos war kein reiner Buchgelehrter, sondern sollte als Einwohner von Lesbos direkte oder indirekte Kenntnis der Troas gehabt haben, da er sonst beispielsweise kaum wissen konnte, wie die Epiklese «Thymbraios» von der lokalen Bevölkerung ausgesprochen wurde (FGrHist 4 F 151). Daher dürfte auch seine rationalisierende Behandlung der Flut des Skamandros aus dem 21. Buch der *Ilias* echte Lokalkenntnis verraten (F 28). Heftige Regenfälle und daraus resultierende Hochwasser waren in der Skamanderebene immer wieder zu beobachten (z.B. Nic. Dam. FGrHist 90 F 134), und die Erklärung von T. (S. 162 f.), dass Hellanikos hier ein Motiv aus dem 12. Buch der *Ilias* (sc. den Hinweis auf die künftige Zerstörung der Lagermauer durch den Regen des Zeus) benutzt habe, um eine Stelle im 21. Buch zu erklären, scheint mir von daher viel zu gesucht (die Wendung ὁ θεὸς ὁ, auf die T. sich stützt, ist zudem nicht Überlieferung, sondern lediglich Prellers Ergänzung des lückenhaften Scholions).

Wenn dieser letzte Punkt vielleicht kontrovers bleibt, so muss abschliessend leider deutlich gesagt werden, dass das Buch die formalen Aspekte einer Monographie reichlich nachlässig behandelt: Die Druckfehler häufen sich des öfteren in bedenklicher Zahl und Form; die Bibliographie ist sehr fehlerhaft gestaltet; eine Anmerkung wie die zur Behandlung des Helena-Mythos in der fruhgriechischen Lyrik auf S. 417 ist derart verdreht, dass kaum mehr ein korrektes Element übrigbleibt. Man wird das Buch bei der Behandlung der einzelnen Autoren und Themen nun unbedingt konsultieren wollen, wird ihm aber auch mit kritischem Blick entgegentreten müssen.

Peter Grossardt

**Emanuele Narducci: Cicerone. La parola e la politica.** Laterza, Rom/Bari 2009. XVIII, 450 S.

Die postum veröffentlichte Monographie zu Cicero ist die Essenz von über dreissig Jahren Forschungsarbeit von Emanuele Narducci (N.). Mit dem ereignis- und schaffensreichen Leben Ciceros über 400 Seiten zu füllen, fällt leicht, vor allem, wenn man wie N. ausführliche wörtliche Zitate aus Ciceros Werken einfließen lässt. N. präsentiert keine Neuinterpretation Ciceros, sondern bietet einen guten Überblick seines Cicerobildes. Er deutet Cicero insgesamt sehr positiv, es lässt sich fast eine gewisse Begeisterung erkennen. Dies hat zur Folge, dass N. an einigen Stellen vielleicht etwas zu vertrauensselig den Aussagen Ciceros folgt. Dem Autor Cicero bringt N. auch deutlich mehr Interesse als dem Politiker entgegen, auch wenn laut Untertitel «la parola» und «la politica» gleichberechtigt nebeneinander stehen. Für eine Einführung ist das Buch etwas zu lang geraten und wird ohne Übersetzung ausserhalb Italiens nur begrenzt rezipiert werden, andererseits sind angesichts der Länge die Anmerkungsteile, die an jedes der 26 Kapitel angehängt sind, sehr knapp gehalten. Eine Bibliographie zu Cicero kann man als Literaturverzeichnis natürlich nicht erwarten, allerdings fällt doch die stark italienische Färbung auf. Jüngere englischsprachige Titel finden sich nur in sehr begrenztem Masse, die vereinzelt aufgeführten deutschsprachigen Titel sind überwiegend älteren Datums. Mit solchen Makeln wird sich diese Biographie schwer gegen die zahlreiche Konkurrenz ausserhalb Italiens durchsetzen können.

Stefan Priwitzer

**Q. Horatii Flacci Carmina. Liber IV.** Introduzione di Paolo Fedeli. Commento di Paolo Fedeli e Irma Ciccarelli. Le Monnier, Florenz 2008. 706 S.

Mit dieser Arbeit liegt nun auch zum vierten Odenbuch des Horaz ein ausführlicher moderner Kommentar vor. Die Erklärung der Oden 4, 5, 6 und 14 stammt von Irma Ciccarelli, die übrigen Gedichte sowie die Einleitung hat Paolo Fedeli übernommen (59).

Die elegante und gelehrte Einleitung (9–57) behandelt das Verhältnis zur ersten Odensammlung (9–12), Fragen der Datierung (13–16), Vorschläge zur Beschreibung der Buchstruktur (17–29), das Verhältnis zu Pindar und Kallimachos (29–35), die Haltung gegenüber Augustus (35–45). Abschliessend wird unter dem Stichwort «Propagandadichtung» eine ausgewogene Gesamtbewertung entwickelt (45–57). Eine Auseinandersetzung mit Carl Becker (*Das Spätwerk des Horaz* (Göttingen 1963)) und Ernst A. Schmidt (*Zeit und Form. Dichtungen des Horaz* (Heidelberg 2002)) findet hier nicht statt – beides Meilensteine in der Erschliessung des Spätwerks und des Übergangs vom *ego* des frühen (jungen? republikanischen?) zum *nos* des späten (alten? augusteischen?) Horaz. Auch gegenüber der umfangreichen neueren Literatur zur Buchkomposition wird hier Zurückhaltung geübt. Vorschläge zur formalen Schematisierung des Buchaufbaus werden mit vernünftiger Skepsis betrachtet. Allerdings bleibt dabei das Verständnis von Arrangement und Folge der Gedichte selbst etwas schematisch.

Der Text der Gedichte (ohne *apparatus criticus*) folgt Shackleton Bailey. An vierzehn Stellen weichen die Herausgeber ab (und kehren meist zur Überlieferung zurück: 59). Textkritische Fragen werden im Kommentar ausführlich besprochen. Weitere Vorschläge zu den Gedichten 4 und 5: Nisbett, *CR* 36 (1986) 229 u. 232 = *Collected Papers on Latin Literature* (Oxford 1995) 194f. u. 199. In 10,5 ist die Versuchung gross, Nisbets *flicem* in den Text zu setzen.

Der Zeilenkommentar beginnt jeweils mit einer Einleitung. Hier wird Gedicht für Gedicht die Diskussion mit der wissenschaftlichen Literatur entfaltet. Der Kommentar selbst ist als paraphrasierendes Nachvollziehen des Textes angelegt: aufmerksam, präzise, mit grosser sprachlich-literarischer Gelehrsamkeit. Dem Reichtum der Beobachtungen kann diese knappe Anzeige nicht gerecht werden. Jeder Horazleser wird dankbar sein.

Arnd Kerkhecker

**Vitruve: De l'architecture. Livre V.** Texte établi, traduit et commenté par Catherine Saliou. Les Belles Lettres, Paris 2009. LXXVII, 434 S.

Die fünfte Buchrolle von Vitruvs Architekturtraktat, der die hier anzugebende Ausgabe von Catherine Saliou (S.) gewidmet ist, stellt eine kompositorische Einheit dar. Sie nimmt – nach den Sakralbauten im dritten und vierten *liber* und vor den Privatbauten im sechsten – die öffentlichen Privatbauten in den Blick. Nach einer thematisch eigenständigen *Praefatio*, die sich mit den literarischen Schwierigkeiten eines «Sachbuchs» befasst, geht der augusteische Autor quasi wie bei der Gründung einer Kolonie vor. Zunächst bespricht er deren politisch-administrativen Kern: das Forum und die daran angrenzenden Gebäude, d.h. die Basilika, das städtische Schatzhaus, Gefängnis und Rathaus. Vom Zentrum zur Peripherie fortschreitend, kommt anschliessend das Theater an die Reihe. Durch die Integration ausführlicher Darlegungen über Harmonielehre, Schallgefässe und angebaute Wandelhallen, nimmt dieser «véritable traité sur les théâtres» (S. XVI) gut die Hälfte des *volumen* in Anspruch. Öffentliche Bäder, Palästre und die ausserhalb der Stadtmauer liegenden Häfen runden das präsentierte Tableau öffentlicher Privatbauten ab.

Wie schon dieser kurze Überblick andeutet mag, wirft Vitruvs fünftes Buch eine Vielzahl urbanistischer, architektonischer, musikgeschichtlicher und philologischer Fragen auf, nicht zuletzt die nach den jeweiligen Quellen. In einer gut strukturierten Einleitung (rund 70 Seiten) und einem detaillierten Kommentarteil (über 320 Seiten) werden sie so gut wie alle von S. erschöpfend und überzeugend diskutiert, oft mit Hilfe von instruktiven Illustrationen und selbst erstellten Tabellen. Die Konstitution des lateinischen Textes erscheint vergleichsweise konservativ – in Kapitel 3 wird so z.B. auf die Umstellungen verzichtet, die F. Krohn und C. Fensterbuch vorgenommen hatten (S. XVII Anm. 30) –, die aufgrund technischer Details und Vitruvs ungeliebter Sprache oft schwer zu bewerkstelligende Übersetzung bemüht sich spürbar um Nähe zum Original.

Insgesamt erweist sich der Band als würdiger Abschluss der seit 1969 erscheinenden Budé-Reihe, die nunmehr alle zehn Bücher von *De architectura* separat zugänglich macht. Dieses Editionsprojekt hat die Erforschung Vitruvs in den letzten Jahrzehnten so entscheidend vorangebracht, dass man ihre Geschichte getrost in ein Vorher und ein Nachher einteilen darf. Hartmut Wulfram

**Nicholas Horsfall: Virgil, Aeneid 2: A commentary** (Mnemosyne Supplements, 299). Brill, Leiden 2008. XL, 632 pp.

With this excellent edition of the second book Nicholas Horsfall (H.) continues his epic journey through the *Aeneid*. Those who know his earlier editions in the Brill series of Mnemosyne Supplements (book 7, published in 2000, book 11, published in 2003, and book 3, published in 2006) will know what to expect here: awesome learning, massively detailed coverage, strong opinions and lively debate. It goes without saying that no future research on any aspect of the *Aeneid* should be undertaken without careful consideration of H.'s work. These commentaries are built on over forty years of intense engagement with the poem and represent a remarkable contribution to the study of Vergil (my spelling, not H's). Worryingly, however, the first words in the preface to this volume are: "Four may be enough". H. says that he is preparing an edition of book 6 with Jan Bremmer at a level intended for undergraduate and graduate students. All Vergilians will await that volume with impatience, but it is to be hoped that once it is completed, H. will return to his solo task. Four is not enough.

As always, H.'s style and approach are very demanding and this is not a commentary to be put in the hands of beginners. Graduate students will find it hard going, but those who persevere will learn a huge amount about Vergil. Even those who have been reading the poem for years and think they know a bit about it will find rich and interesting material on every single page and will end up reading book 2 in a new light. Throughout, H. is enthused by the brilliance of Vergil's narrative and highlights include: the appreciation of the work of Roland Austin (note, in passing, warm appreciation for the "school" commentary of T.E. Page (pp. xxv–xxvii); the analysis of Sinon's rhetoric and of Vergil's use of his sources for the whole incident (pp. 93ff); the vision of Hector's ghost, with neat awareness of its relevance for Dido (pp. 235ff); discussion of the role played by trickery and deception in Troy's fall (pp. 303ff); welcome citation of an often overlooked article by Heurgon on Creusa (p. 498); an appendix on the Helen episode, with a fierce attack on its authenticity (on the other side of the fence see now W. Polleichtner's *Emotional Questions. Vergil, the Emotions, and the Transformation of Epic Poetry. An Analysis of Select Scenes* (Trier 2009)). In future, those who wish to argue for Vergilian authorship will have to pick their way carefully through the rubble of H.'s demolition job. All in all, it is totally impossible to do justice to H.'s labours in a short review. One can only say that, as with all his earlier work on the *Aeneid*, this book must be on the desk of all Vergilians and indeed of all those who work on Latin poetry.

Damien Nelis

**Frédérique Biville/Emmanuel Plantade/Daniel Vallat (edd.): «Les vers du plus nul des poètes...». Nouvelles recherches sur les *Priapées*.** Actes de la journée d'étude organisée le 7 novembre 2005 à l'Université Lumière-Lyon 2 (Collection de la Maison de l'Orient et de la Méditerranée 38. Série littéraire et philosophique 11). Maison de l'Orient et de la Méditerranée, Lione 2008. 200 pp.

Questo volume raccoglie gli atti di una giornata di studio intitolata «*Priapus lectus*: la valeur littéraire des *Carmina Priapea*», organizzata dal gruppo di ricerca *Romanitas* e dalla Maison d'Orient et de la Méditerranée. Si tratta di un'opera da salutare positivamente, nonostante le differenze fra i vari contributi, poiché presenta lo stato attuale della ricerca sui *Priapea*, un *corpus* dall'origine problematica e dai contenuti osceni e volgari, cui diversi studi del XIX e XX secolo non hanno lesinato critiche di natura filologica, ideologica e anche morale. Il titolo «Les vers du plus nul des poètes...», volutamente provocatorio, riprende *carmina pessimi poetae* di Pr. 61,13 (che tra l'altro non è un *priapeum*) e suona come un manifesto poetico (che fa eco all'evocazione della *crassa Minerva* di Pr. 3,10), che riassume perfettamente sia le ambiguità della raccolta dei *Priapea*, che le ambizioni e le tematiche affrontate nel volume, come osserva F. Biville nella presentazione. I contributi sono stati divisi in quattro parti, precedute da una presentazione di F. Biville e da una prefazione di D. Vallat e E. Plantade. Nella prima parte, L. Callebat, in «*Les Priapées: éléments d'une problématique*», dapprima esprime un giudizio

sulle principali edizioni del *corpus* pubblicate finora; in seguito ne confronta le poesie, definite come manifestazioni del genere epigrammatico, con gli epigrammi di Marziale, loro modello. L'analisi linguistica e stilistica evidenzia la ricerca di *simplicitas* da parte dell'autore. La conclusione è che i *Priapea* si presentano come «une œuvre intellectuellement et formellement maîtrisée». La seconda parte affronta il tema della costruzione del *libellus*. M. Citroni in «Les proèmes des *Priapées* et le problème de la datation du recueil», propone una rilettura dei proemi (*Pr. 1–2; 49*), confermando la teoria dell'autore unico. In seguito analizza il carattere apologetico delle prime due poesie, individuando *topoi* già presenti in Marziale, Giovenale o Plinio. Il raffronto con Mart. 1,4 (*pone supercilium*) indica una forte intertestualità che presuppone la posteriorità dei *Priapea*. R. Höschele, in «Priape mis en abyme, ou comment clore le recueil» propone un quadro della critica recente, insistendo su tre capisaldi della ricerca: l'unicità dell'autore, la struttura della raccolta e il carattere pseudo-epigrafico dei poemi. Indizi di natura metrica e tematica permettono di individuare un andamento a clausole della fine del *corpus*. Il personaggio di Priapo si decostruisce a tappe, autorizzando il lettore a leggere nella sequenza di clausole un discorso meta poetico dell'autore anonimo. La terza parte si concentra sulla poetica dei *Priapea*. D. Vallat, in «Épigramme et variatio: Priape et le cycle des dieux (*Pr. 9, 20, 36, 39, 75*)», confuta la critica che individua mani diverse in questa sequenza di epigrammi, non riconoscendo le regole del genere. Il ciclo degli dèi si presenta al lettore come un sistema lineare di sezioni interdipendenti. In una seconda parte, Vallat studia il ruolo dell'*exemplum* nella costituzione di un discorso topico che fa da contrappunto alla *variatio* formale, la quale si organizza in assi paradigmatici lungo la raccolta. C. de Miguel Mora, in «Catulo en los *Carmina Priapea*» situa il suo studio nel solco di G.B. Conte e A. Barchiesi, valutando il livello di presenza di Catullo in seno ai *Carmina Priapea*, con un'analisi tripartita: echi isolati; poemi con temi simili ed echi lessicali; allusione come *Aufschluss* del poema. Come già altri grandi poeti latini, l'autore dei *Priapea* riutilizza i testi di Catullo, dando loro un nuovo significato. E. Plantade, in «*Priapus gloriōsus*: poétique d'un discours compensatoire» si oppone alle tesi di A. Richlin che incrimina l'umorismo osceno di Priapo per il fallocentrismo. L'interessante spunto conclusivo è che il discorso del dio Priapo, in virtù della sua forza paradossale, fondata non sul pragmatismo, ma sull'oralità, può essere letto come un'allegoria della poesia stessa. L. Chappuis Sandoz, in «*P dico*: les lettres et la chose (*Pr. 7, 54 et 67*)» si concentra sui giochi di parole (basati sul verbo *pedicare*) presenti in due poemi, attribuendoli ad una tradizione sia letteraria che popolare. L'oscenità è camuffata da una raffinatezza formale, e nei giochi di parole sembra celarsi un manifesto letterario che rivendica il diritto ad una poesia liberata. L'aggressività sessuale rappresenterebbe quella nei confronti della poesia accademica. La quarta parte affronta i *Priapea* in un'ottica interdisciplinare. M.-K. Lhommé, in «Constructions cultuelles dans les *Priapées*: la séquence centrale *Pr. 40–42*» analizza alcune poesie dal punto di vista rituale, per verificare la conformità del Priapo letterario con quello descritto dalle fonti (e.g. Columella). Lo studio mette in luce come la scrittura ricchi elementi religiosi eterogenei, e non debba quindi essere presa alla lettera. É. Prioux, in «*At non longa bene est?* Priape face à la tradition du discours critique alexandrin» collega i *Priapea* ai concetti estetici comuni alla poesia e alla scultura ellenistica (come la *semnotes* e la *leptotes*, che possono essere interpretate in modo osceno). L'autore dei *Priapea* sembra rivendicare l'assenza di raffinatezza formale, una posizione paradossale per un autore di epigrammi.

Cristiano Castelletti

*Christine Richardson-Hay: First Lessons. Book I of Seneca's Epistulae Morales – A Commentary*

(European University Studies. Series XV. Classics. Vol. 94). Peter Lang, Bern/Wien 2006. 387 S.  
 Christine Richardson-Hay (R.-H.) legt einen Kommentar zum ersten Buch der *Briefe an Lucilius* vor, der nicht nur hält, was er im Titel verspricht, sondern über die unmittelbare Aufgabe hinaus, den Text zu erklären, eine instruktive und umsichtige Einleitung in das Epistelcorpus bietet. Zudem führt R.-H. in nützlicher Weise in zentrale Fragen, welche die Lektüre des *Seneca philosophus* immer wieder aufwirft, ein. Das Ziel, die Epistel zu kommentieren, ist an und für sich ambitionös, sieht man sich doch einem komplex angelegten und umfänglichen Epistelcorpus gegenüber, vor dessen Hintergrund das Einleitungsbuch der *Epistulae Morales* zu erörtern ist.

R.-H. hat die methodischen Schwierigkeiten, einen Kommentar zu verfassen, in der Einleitung reflektiert (12). In der Umsetzung hat sie diesen Problemhorizont nicht aus den Augen verloren. Die weit ausgreifende Hinführung auf die Briefe (13–126) lohnt, entlastet sie doch den lemmatischen Kommentar (127–369) und nimmt damit allgemeine Fragen vorweg, auf die hin das Einzelne ohne grosse Umschweife erklärt werden kann.

Besonders gelungen sind die Ausführungen zur Komposition des ersten Buches. R.-H. profitiert von den Studien von H. Cancik (1967), G. Maurach (1970) und E. Hachmann (1995), hebt aber insgesamt in ihrer Sicht auf die *Epistulae Morales* weitere Gesichtspunkte, die in der neueren Forschung nunmehr vorrangig geworden sind, hervor. U.a. zeigt sie auf, dass sich Seneca mit Buch 1 Klarheit darüber verschafft, dass er alt geworden ist (28f.) – hier wäre die Überlegung anzuschliessen, ob die Briefform in die «Alterswerktradition» zu stellen ist. Überzeugend sind auch R.-H.s Argumente, dass Brief 11 nicht, wie behauptet, relativ isoliert im Eingangsbuch steht (33; 57).

Eher kurz nimmt sich das Kapitel über die Frage nach der Fiktionalität der *Epistulae morales* aus. Es gilt mittlerweile als gesichert, dass uns ein literarisches Œuvre vorliegt, R.-H. hält es in diesem Punkt mit der «seriellen Epistolographie», die Henderson (2003) für Senecas Briefe ins Spiel brachte. Ein Verweis auf die ältere, von P. Grimal (1978) im Detail dargelegte Auffassung von der Faktizität der Briefe, die nachhaltig die französische Forschungstradition prägte, wäre der Bedeutung seines Ansatzes entsprechend nützlich gewesen.

Die jüngste Forschung hat sich dem Problem des «Ich» in den philosophischen Schriften Senecas zugewandt. Diesen Aspekt lässt R.-H. nicht ausser acht, was der Aktualität ihres Kommentars zugute kommt, wenngleich er auch wieder überbewertet wird. R.-H. lässt sich beispielshalber auf die Diskussion ein, die Inwood mit Foucaults *Le Souci de soi* gestiftet hat; so referiert sie die wichtigen Argumente in einem über Gebühr langen Anmerkungsteil (59f.). Andernorts bezieht R.-H. eine eigene Stellung, so etwa, indem sie sich in der Frage nach dem Publikum der *Epistulae Morales* von Habinek absetzt (109, Anm. 230).

Lemmatische Kommentierungen werden von der Kritik nur zu oft an dem bemessen, was sie dem Leser vorenthalten. R.-H.s Kommentar ist *impeccable*, er antwortet auf die wichtigen Fragen umfassend, kenntnisreich und problemorientiert.

Ein knapper *Index nominum* (385–387) beschliesst den Band. Er ist nicht eben repräsentativ und hätte unterbleiben können. Dass R.-H. andere als englischsprachige Literatur, die oben genannten Standardwerke ausgenommen, kaum einbezieht, ist bedauerlich. Dennoch: Man konsultiert den Kommentar mit grossem Gewinn und wünschte sich «further lessons» zu Senecas *Epistulae Morales* aus der Feder von R.-H.

Henriette Harich-Schwarzbauer

**Q. Curtius Rufus: Historiae.** Edidit Carlo M. Lucarini. Walter de Gruyter, Berlin/New York 2009.  
LXVIII, 383 S.

Curtius Rufus' *Geschichte Alexanders des Grossen* gehört zu jenen Werken der römischen Literatur, denen ein Nachleben verwehrt war, das ihrem Rang entspricht. War sie der Spätantike und dem Mittelalter offenbar zu nüchtern (man bevorzugte meist die Derivate des bunteren *Alexanderromans* oder die *Alexandreis* Walters von Châtillon), so warf ihr die «positivistische Geschichtsschreibung» des 19. und 20. Jh. mangelnde Quellenkritik und allzu grosse Fabulierfreudigkeit vor. Nachhaltig geschätzt wurde sie nur in den humanistischen Jahrhunderten dazwischen – zu recht, wie man heute von latinstischer Seite verstärkt erkennt, darf Curtius doch als einer der grössten Prosaerzähler Roms gelten, im besten Sinne rhetorisch, beseelt von psychologischem Raffinement und melancholischem Fatalismus.

Angesichts des skizzierten Tableaus überrascht es nicht, dass (ungeachtet der Fortschritte durch die jüngeren Bilinguen von H. Bardon, K. Müller und J.E. Atkinson) die bisher grundlegende kritische Edition über hundert Jahre zurückliegt (E. Hedicke (1908)) und gerade jetzt eine neue wissenschaftliche Ausgabe erscheint. Ihr Herausgeber, Carlo M. Lucarini (L.), wird dabei dem Anspruch, den schon der ehrwürdige Rahmen der *Bibliotheca Teubneriana* erhebt, vollauf gerecht. Die Curtiushandschriften hat L. neu kollationiert, darunter viele bisher vernachlässigte einer zweiten Familie, die wie die erste auf einem karolingischen Archetypus fußt (der bereits die charakteris-

tischen Lücken – Buch 1 und 2, die Schnittstellen zwischen Buch 5 und 6, die Mitte von Buch 10 – aufwies). Auf dieser erweiterten Basis wurden ältere Konjekturen der Prüfung unterzogen und ein eigenständiger neuer Text konstituiert, der moderne Ansprüche befriedigt. In der *Praefatio* gibt L. detailliert über die verwendeten Kodizes und ihre Abhängigkeitsverhältnisse Auskunft. Das Layout des edierten Textes ist übersichtlich und leserfreundlich gestaltet, der kritische Apparat hält die goldene Mitte zwischen einem Zuviel und einem Zuwenig an Information. Es bleibt zu hoffen, dass das wertvolle Arbeitsinstrument der historischen und vor allem der philologisch-literaturwissenschaftlichen Curtiusforschung neue Impulse geben wird.

Hartmut Wulfram

**Lucan: De bello civili. Book I.** Edited with Introduction, Text and Commentary by Paul Roche. Oxford University Press, Oxford 2009. XII, 418 S.

Kommentare zu Lucans erstem Buch – wie Lejay (1894), Getty (1940), Wuilleumier-Le Bonniec (1962) und Gagliardi (1989) – waren bisher vornehmlich an den didaktischen Anforderungen des akademischen Unterrichts ausgerichtet. Paul Roche (R.) legt nun einen ausführlichen modernen Kommentar vor, der auch den Bedürfnissen der Spezialisten gerecht wird. In seiner Einleitung (S. 1–64) stellt R. die Ergebnisse seiner Beobachtungen im Detailkommentar in kompakter Form, klar gegliedert und eingängig geschildert vor. In der Diskussion der inhaltlichen und sprachlichen Bezüge zwischen dem ersten und siebten Buch (*Pharsalus*) vertritt R. die These von Lucans durchwegs prinzipiatskritischer Haltung und plädiert für ein Werkende mit der Schlacht von Thapsus (46) nach 12 Büchern. In der Darstellung der Vorbilder und Quellen unterstreicht R. deutlich Lucans Anlehnung an Homers *Ilias* und die griechische historische Epik (Choerilos von Samos), eine bewusste Positionierung gegenüber Vergil und Ovid sowie den Einfluss der deklamatorischen Schulung. Die Betrachtungen zu stoischen Einflüssen, zur weniger historiographischen als vielmehr rhetorischen Tradition in der Stoffauswahl, zu den Besonderheiten in Sprache und Stil sowie zur Textgestaltung geben dem Leser wertvolle Hinweise auf R.s ausführlichere Betrachtungen im Detailkommentar. Der lateinische Text (S. 67–87) ohne Übersetzung folgt in der Regel Housmans Ausgabe und übernimmt nur zwei Konjekturen von Shackleton Bailey (16 und 304) sowie je eine von Getty (463) und Harrison (227). Im knappen kritischen Apparat verzeichnet R. die Varianten der Haupthandschriften sowie eine Auswahl weiterer Konjekturen, die er zwar mehrheitlich aus Gettys Kommentar übernimmt, aber nicht immer im einzelnen bespricht. Der Aufbau des Detailkommentars orientiert sich am bewährten Muster. Nach einer kurzen Paraphrase und Verortung der Einzelepisoden in der Buchstruktur und ihrer Verbindungen zum übrigen Werk gibt R. zunächst eine Interpretation des Abschnittes, auf die dann in Einzellemmata gegliedert die Behandlung textkritischer, lexikalischer und poetologischer Besonderheiten folgt. Bei prominenten Passagen (e.g. das Lob auf Nero in 33–66) gibt er zusätzlich einen nützlichen bibliographischen Überblick. R. ist durchwegs bestrebt, die intertextuellen Bezüge Lucans zu seinen Vorbildern, besonders zu Vergil, aber auch zu Ovid, Horaz und Seneca auch mit Hinblick auf die antike Kommentartradition (*Commenta Bernensia*) herauszuarbeiten. Obgleich R. in den Einzelinterpretationen konsequent den Ansätzen der englischen Lucanforschung folgt (cf. Bonner, Masters, Fantham und Leigh), diskutiert er die von Haskins, Lejay, Getty, Wuilleumier-Le Bonniec und Gagliardi übernommenen Anmerkungen immer sachlich, ja korrigiert und erweitert sie sofern notwendig. In der Kommentierung historischer Realien konzentriert sich R. auf die Gegenüberstellung mit anderen antiken Texten und gibt nur exemplarisch einzelne Titel der Sekundärliteratur an (cf. 30 zu Pyrrhus). Mit der bedingungslosen Konzentration auf das erste Buch und der ihm eigenen Fragestellungen vermeidet R., seinen Kommentar zu einem Sammelbecken aller möglicher Diskussionspunkte der Lucanforschung und der lateinischen Dichterprache zu machen. Übersichtliche *Indices verborum, locorum und nominum et rerum* runden diesen alles in allem gelungenen Kommentar ab, der eine Lücke in der Bibliothek der Spezialisten schließt, aber gerade auch für ein breites Fachpublikum immer zugänglich bleibt.

Christian R. Raschle

*Charles Tesoriero (Hg.): Lucan.* Assisted by *Frances Muecke and Tamara Neal*, with an introduction by *Susanna Braund* (Oxford Readings in Classical Studies). Oxford University Press, Oxford 2010. XII, 538 S.

Genau 40 Jahre nach dem Kolloquium an der Fondation Hardt und dem von W. Rutz in der Reihe «Wege der Forschung» wegweisenden Band (Darmstadt 1970) erscheint in der ähnlich angelegten Oxfordier Reihe diese neue Aufsatzsammlung zu Lucan. Der allzu früh verstorbene Herausgeber Charles Tesoriero († 2005) verfolgt das Ziel, die einflussreichsten Artikel zum Dichter und seinem Werk zu vereinen. Die knappe Einleitung von Susanna Braund setzt die ausgewählten Artikel in Bezug zur Forschungsdiskussion. Von den 17 Beiträgen (davon drei schon in Rutz 1970) aus dem Zeitraum von 1927 (Eduard Fraenkel) bis 1999 (Matthew Leigh) behandeln acht die poetische Technik (Verhältnis zu Vergil und zu Homer, Rhetorik und Geschichtsschreibung), während sieben der Interpretation der Protagonisten (Caesar, Pompeius und Cato) und zwei dem Zusammenhang von Dichtung und Biographie Lucans gewidmet sind. L. Holford-Strevens hat die drei ursprünglich deutschen Beiträge (Fraenkel, Friedrich und Zwierlein) sowie den französischen (Pierre Grimal) und den italienischen (Gian Biagio Conte) ins Englische übersetzt. Ebenso wurden – sofern nicht schon im Original geschehen – alle griechischen und lateinischen Zitate übertragen und entsprechend gekennzeichnet (Erik Hamer). Die Herausgeber haben zudem die Gelegenheit genutzt, die noch lebenden Autoren um eine Überarbeitung oder Stellungnahme zu bitten, und weiter die Zitate der antiken Literatur und der modernen Arbeiten in den Fussnoten zu vereinheitlichen. Eine Gesamtbibliographie sowie Indices (Allgemein, Lucan-Zitate, und griechische Begriffe) erleichtern das Nachschlagen.

In seiner Aufmachung erreicht der Band sein Ziel, die englischsprachige Leserschaft von *undergraduate* und *graduate students* mit den traditionellen und aktuellen Themen der Forschung vertraut zu machen. Dem Anfänger mögen die Art der Auswahl und die Übersetzung der Artikel suggerieren, dass die jüngste Forschungsdiskussion fast ausschliesslich im englischsprachigen Raum geführt wurde. Dies hängt jedoch mit der Wiederentdeckung des Dichters in der angelsächsischen Forschung seit 1980 zusammen. S. Braund verweist denn auch am Ende ihrer Einleitung zu Recht auf die vielsprachige, wenn auch manchmal zerklüftete Forschungslandschaft.

Christian R. Raschle

**Franz Hasenhütl: Die Heidenrede im «Octavius» des Minucius Felix als Brennpunkt antichristlicher Apologetik.** Weltanschauliche und gesellschaftliche Widersprüche zwischen paganer Bildungsoberschicht und Christentum (Theologie 89). LIT Verlag, Münster 2008. 168 p.

Franz Hasenhütl (H.) propose une lecture socioculturelle de Min. Fel. 5–13. Son livre s'articule en deux parties. La première (p. 9–72) consiste en une vaste introduction où tout est dit sur Minucius Felix dans un ensemble qui offre une commode information à qui ignorerait à peu près tout de l'*Octavius*. La seconde partie (p. 73–143) est constituée d'une interprétation du discours de Cécilius dont le texte n'est pas fourni mais paraphrasé, ce qui encombre la lecture et conditionne *a priori* le lecteur. On suit pourtant assez volontiers les raisonnements de l'auteur qu'il délivre comme il le ferait d'un cours d'agrément habité par le scrupule de la complétude. La thèse défendue est celle de l'existence d'une différence entre païens et chrétiens qui ne serait pas de l'ordre de la *Weltanschauung* mais bel et bien socio-politique. Le païen éduqué de bonne famille argumenterait ainsi sur un plan philosophique mais en réalité tenterait de faire barrage à l'irruption d'un courant de pensée issu de couches sociales desquelles il ne peut rien accepter. En somme, le ton serait donné d'entrée par la qualification de *rudes* que Cécilius attache aux chrétiens (5,4). Malheureusement, la démonstration s'obscurcit de la difficulté où l'on se trouve de faire clairement le départ entre la paraphrase du texte et son interprétation. Il reste pourtant que le livre de H. est un objet que l'on mettra entre les mains des étudiants. Ils en gagneront une prise de contact avec cette pratique de la *Kulturgeschichte* qui domine actuellement les études germaniques. Ils en acquerront également une bonne information sur les sous-jacents philosophiques à ce passage célèbre de l'*Octavius* et surtout, mais tel n'était pas le *propositum* de H., ils mesureront, sur un texte assez banal pour n'avoir dû de survivre que pour avoir été pris pour le *liber octavus* des *Institutiones* de Lactance, ce qu'était la culture standard d'un auteur qui n'était pas des plus grands.

Carole Fry

**Stefania Filosini:** **Paolino di Nola, Carmi 10 e 11.** Introduzione, testo, traduzione e commento (Studi e Testi Tardo Antichi 6). Herder, Rome 2008. 285 p.

La correspondance entre Ausone et Paulin faisant suite à la conversion du futur évêque de Nole a déjà fait couler beaucoup d'encre. Le présent ouvrage est consacré aux deux lettres de Paulin que comprend cet échange épistolaire qui reflète les formidables tensions entre «paganisme» et christianisme de la fin du IV<sup>e</sup> siècle gallo-romain. L'objectif principal de l'auteur (cf. p. 7) est de résoudre les difficultés d'interprétation de ces textes difficiles. Et de fait, l'essentiel du livre est consacré à un vaste commentaire (linguistique, stylistique et littéraire) linéaire des deux lettres, écrites en vers. Stefania Filosini (F.) s'attaque à tous les problèmes, en prenant systématiquement position pour ou contre les études antérieures (notamment celles d'Amherdt et de Dräger, pour ne citer que les plus récentes – mais les objectifs de ces deux ouvrages sont en partie différents, notamment en raison du fait qu'ils présentent la correspondance d'Ausone et de Paulin dans son ensemble). F. impressionne par l'étendue de ses connaissances et la sûreté et la finesse de ses jugements. L'introduction générale situe les lettres dans leur contexte historique (vie de Paulin, rapports avec Ausone) et littéraire (tradition classique – spiritualité chrétienne). F. a aussi accordé un soin particulier à l'établissement du texte latin et à la traduction italienne. Une solide bibliographie, un bref *index verborum et rerum* (pas d'*index nominum* en revanche), un *index locorum*, ainsi que deux appendices (divergences du texte avec celui de l'édition de Hartel; concordance des éditions modernes des lettres d'Ausone à Paulin), permettent au lecteur de naviguer avec plus d'aisance dans ce qui doit désormais être considéré comme l'ouvrage de référence sur les *carmina* 10 et 11 de Paulin de Nole. Les dernières pages du livre sont réservées (pourquoi?) à un article de Franca Ela Consolino sur les choix métriques de Paulin et sur leur parenté avec la pratique poétique d'Ausone.

David Amherdt

**Ugo Martorelli:** **Redeat verum. Studi sulla tecnica poetica dell'Alethia** di Mario Claudio Vittorio (Palingenesia 93). Franz Steiner, Stuttgart 2008. 240 p.

**Michele Cutino:** **L'Alethia di Claudio Mario Vittorio: La parafrasi biblica come forma di espressione teologica** (Studia Ephemeridis Augustinianum 113). Institutum Patriticum Augustinianum, Rome 2009. 260 p.

L'*Alethia* de Marius Claudius Victorinus est de ces poèmes que les nécessités académiques mettent entre les mains des chercheurs. Il en résulte des travaux de méthode et de probité où la note dévore la page et l'exhaustivité dresse le menu: le livre d'Ugo Martorelli (M.) est assurément de ceux-là. On le trouvera essentiellement centré sur l'analyse des moyens de la technique poétique telle qu'elle s'applique à la construction thématique de l'*Alethia*. Une première partie (p. 5–52) fournit d'utiles indications sur les intentions programmatiques qui ont généré un texte de structure énigmatique où se mêlent des volontés épiques, didactiques et exégétiques. Un résumé analytique très détaillé (p. 31–42) complète l'ensemble et met en évidence une hétérogénéité structurelle que le poète lui-même tente de combattre en se donnant des moyens de cohésion dont M. cherche la cohérence. Une seconde partie (p. 53–103) touche à la macrostructure de l'œuvre. La technique de la paraphrase y est envisagée dans sa généralité. Le terme «paraphrase» (*parafrasi*) est accepté sans autre affranchissement que celui d'une note (p. 53, n. 2) qui le reconnaît comme *termine più diffuso*. Les poètes bibliques paraphrasent-ils? La question est ancienne et débattue. D'un très strict point de vue linguistique, la réponse à cette question est certes affirmative; il reste pourtant que le terme est d'un usage commun et dépréciatif: Milton paraphrase-t-il? Ne pourrait-on évoquer une «(r)écriture poétique de la matière biblique»? Quoi qu'il en soit, on trouvera dans ce chapitre des informations sur les changements de facteur d'échelle opérés dans la transposition du récit, ainsi que sur l'usage de techniques empruntées à l'*ornatus* tant épique qu'historiographique, comme l'*ecphrasis*, le discours indirect et les discours en général, l'insertion de *sententiae* et de citations. À ce titre, l'auteur s'étonne de voir citée la *LXX* au travers de la *Vetus Latina* et non pas la *Vulgate* (p. 97–103). Il faut cependant se rappeler que l'usage de la *Vulgate* ne s'est imposé que très lentement et n'a été d'un usage canonique qu'après le Concile de Trente. La troisième partie (p. 104–160) touche aux aspects microstructuraux de l'œuvre. Ses caractéristiques thématiques, philosophiques et argumentatives y sont traitées. La quatrième partie (p. 161–185) est consacrée aux deux grandes digressions que le poète développe à propos de

l'évolution de l'humanité. L'analyse en est aussi pertinente que l'on voudra à ceci près que l'on y attend en vain une considération sur leur équivalent lucrétiens auquel tout fait pourtant penser. La cinquième partie (p. 186–210) replace l'*Alethia* dans une tradition épique et didactique tardo-antique qui n'est que douleur pour qui s'attache à trouver des traits distinctifs à la notion de genre littéraire. On quitte ce livre avec cette conviction que l'*Alethia* a trouvé dans le travail de M. de quoi saisir la matérialité littéraire de l'*Alethia*.

Michèle Cutino (C.) adopte pour sa part un point de vue symétrique et complémentaire qui en fait valoir les aspects idéologiques. La première partie de son livre (p. 17–95) offre une vue sur la place d'un texte évocateur du péché d'Adam dans un conflit pélagien qui ne s'est pas encore complètement résolu mais offre déjà la possibilité de relativiser la portée du péché originel en mettant en évidence l'action de la grâce sur les saints de l'Ancien Testament. La seconde partie (p. 99–222) s'articule en deux sections. L'une (p. 99–184) touche à la manière dont Marius Victorius traite de l'évolution humaine; l'autre (p. 185–222) contient des considérations d'ordre générique sur l'*Alethia* comme épopee et paraphrase. On en retiendra avant tout la mise en évidence d'une composition en ternarité (origine – décadence – restauration) qui confirme pleinement une division en trois livres que d'aucuns contestent. C. fait en outre valoir une *inventio* stratifiée qui fait se succéder lecture littérale, intégration de matériaux profanes et lecture morale, et que l'on trouve mise au service d'un *propositum* bien clairement pédagogique autant que littéraire. Le *munus persuadendi* de l'*Alethia* en prend par force la tournure didactique que l'on attend d'un poète qui a de l'idée à imposer, tel qu'autrefois le fut Lucrèce, puis bientôt Avit. Il reste que l'usage du mensonge profane, voire païen, au service de la vérité sacrée se pose en trait distinctif et fait de l'*Alethia* une œuvre certes unique, mais prévisible dans une hétérogénéité que le goût du temps autorisait, sinon même requérait. En guise de conclusion, C. invite à reconstruire l'ensemble des poètes de la réécriture biblique, les Arator, Avit, Sédulius et quelques autres, comme une seule communauté d'exégètes, non seulement des Écritures, mais encore de leurs propres collègues et prédécesseurs en poésie, et à accepter ce fait qui s'impose à qui lit son livre, à savoir que l'exégèse biblique a très vraisemblablement eu plus d'impact par ses voies poétiques que par quelque traité prosaïque, rebutant et impénétrable.

Carole Fry

**Henriette Harich-Schwarzbauer/Petra Schierl (Hrsg.): Lateinische Poesie der Spätantike.** Internationale Tagung in Castelen bei Augst, 11.–13. Oktober 2007 (Schweizerische Beiträge zur Altertumswissenschaft (SBA), Bd. 36). Schwabe Verlag Basel 2009. 316 S.

Der schön präsentierte Band vereinigt vierzehn Referate, die sich mit lateinischen Dichtungen der Spätantike, meist von christlichen Autoren, befassen. Zeitlich reichen die behandelten Texte von den anonymen *Laudes Domini* (ca. 317–ca. 323) bis zu den Werken von Venantius Fortunatus (ca. 535–600). Es geht also um einen Zeitraum von rund drei Jahrhunderten. Ein ungeheuerer Reichtum, den meisten von uns wenig vertraut, wird hier erschlossen.

Im Folgenden sei versucht, die einzelnen Beiträge kurz zu charakterisieren. Sie sind im Prinzip chronologisch geordnet, aber auch eine thematische Gliederung zeichnet sich ab. Die Einleitung (S. VIII–XI) gibt nützliche Hinweise zu Inhalt und Methodik der Referate. Die vierzehn gründlichen Bibliographien sind an sich schon eine Leistung. Gewiss tauchen mehrfach dieselben Werke auf, aber es wird doch ersichtlich, woher die Impulse der Forschung kommen.

1. Jean-Louis Charlet: *Claudien et son public* (1–10), unterscheidet drei Kreise von Adressaten: (a) die unmittelbaren, ausdrücklich genannten Empfänger; (b) Senatoren und andere Würdenträger, in deren Beisein die Dichtungen vorgetragen wurden; (c) eine weitere gebildete Leserschaft, auf die ein Autor (und Claudian ganz besonders) immer hofft.

2. Henriette Harich-Schwarzbauer: *Prodigiosa silex. Serielle Lektüre der Carmina minora Claudians* (11–31) untersucht die «einleitenden Gedichte» (Nr. 1–7) und die «Steingedichte» (Nr. 19; 33–39) und sieht hier eine bewusste Planung. Damit fällt die von Th. Birt und anderen vorgetragene These, wonach wir es mit «Gedichten aus dem Nachlass» zu tun haben. Der Nachweis, dass sich die «Steingedichte» auf die *Lithika* beziehen, ist gelungen.

3. Marie-France Guipponi-Gineste: *Poétique de la réflexivité chez Claudien* (33–62). Die Bezeichnungen «réflexivité», «autoreprésentation», «métapoétique», «spécularité» beziehen sich auf die Theorie, dass jeder Text ein Diskurs über sich selber ist. An die Beobachtungen von H. Harich-Schwarzbauer anknüpfend, untersucht M.-F. Guipponi-Gineste den schöpferischen Prozess bei Claudian, die Natur als Quelle der Inspiration, das Verhältnis von *ars* zu *ingenium* und die Bedeutung von *mimesis* und *ornatus* im Werk des Autors.

4. Alexandre Burnier: *Décrire à la première personne: L'instance d'énonciation dans la Moselle d'Ausone et le neuvième Natalicium de Paulin de Nole* (63–81). Zwei Beschreibungen werden miteinander verglichen, die der Mosel und die des Felixheiligtums in Nola, wobei in beiden Texten die Ich-Form des Berichtes als rhetorische Strategie erläutert wird. Die Thematik ist derjenigen von Nicole Hecquet-Noti (unten Nr. 10) vergleichbar.

5. Nils Rücker: Ausonio possis considere portu (*Verg. Aen. 3,378*). *Ausonius, Paulinus, Ovid und Vergil: Spätantike Briefdichtung neu gelesen* (83–108). Der Briefwechsel zwischen Ausonius und seinem Schüler Paulinus ist das faszinierende Zeugnis einer Freundschaft, die ihr Ende finden musste, weil Paulinus sich für ein asketisches Leben entschied. N. Rücker stellt Anklänge an Ovids Exildichtungen fest (z. B. *trist. 3,7* und *4,7*; *Pont. 4,3*), sieht aber auch (weniger überzeugend) eine Beziehung zwischen Ausonius' Briefgedicht 27,21 und Didos Fluch (*Verg. Aen. 4,607–621*) sowie weiteren Stellen der *Aeneis*.

6. James Uden: *The Failure of Fable. Art and Law in Avianus* (109–127). Die spätlateinische Dichtung werde oft als «obsessively allusive» und «heavily imitative» hingestellt, und gerade bei Avian sei dieser Aspekt überbetont. Demgegenüber sieht J. Uden in diesen Fabeln einen Spiegel des wirklichen Lebens, vor allem der an Brutalität grenzenden Strenge der Justiz jener Zeit, die nach dem Prinzip der Vergeltung arbeitete. Sicher kann man bei Avian so etwas finden (nicht unbedingt in Nr. 30, einem Gedicht, das ausführlich behandelt wird), aber es bleibt fraglich, ob dieser Gesichtspunkt wirklich so bedeutsam ist.

7. Petra Schierl: Tu casti rectique tenax. *Gottes- und Kaiserlob in den Laudes Domini* (129–158). Die *Laudes Domini* (ca. 317–323) gehören zu den ältesten christlichen Gedichten in lateinischer Sprache. Sie behandeln in 148 Hexametern ein Erweckungswunder, dass sich in Autun im Land der Häduer ereignete. Man wird an Ovids Erzählung von Philemon und Baucis (*met. 8,611–724*) erinnert; auch Vergil wirkt nach. Ferner ergeben sich Beziehungen zu Juvencus und zu Optatianus Porfyrius.

8. Franca Ela Consolino: *Priamo, Pompeo e Giovanni Battista. Caratteri e limiti dell'allusività in Giovenco 3,33–72*. An der genannten Stelle der *Evangeliorum Libri* (ca. 330) setzt Juvencus den Bericht der Synoptiker von der Enthauptung Johannes des Täufers (Mk 6,14–33; Mt 14,1–13; Lk 9,7–11) in prunkvolle epische Verse um. Eine genaue Analyse dieser Perikope weist eine ganze Reihe von Anklängen an klassische Vorbilder nach. Es wird auch deutlich, wie geschickt der Dichter diese Reminiszenzen zur *amplificatio* verwertet: So liefert ihm ein einziger Vers bei Mt (14,6) Stoff für ganze neun Verse (3,52–60). Die ganze Bankett-Szene im Palast des Herodes muss man vor dem Hintergrund der Bewirtung von Aeneas durch Dido (*Aen. I*) sehen, aber der Bericht von der Enthauptung entlehnt Motive aus *Verg. georg. 4,523* (Orpheus), *Aen. 2,554–558* (Priamos) und *Lucan. 8,698–711* (Pompeius). Diese Nachweise sind reizvoll; sie werfen ein Licht auf die raffinierte Technik eines Dichters, der seine klassische Bildung in den Dienst des Evangeliums stellt.

9. Karla Pollmann: *Populus surgit melior? Dekadenz und Fortschritt im pseudo-hilarianischen Doppelgedicht Metrum in Genesin – Carmen de Evangelio* (179–218). Diese metrische Bibelparaphrase kann in die zweite Hälfte des 5. Jh. datiert werden. Wenn K. Pollmann von dem Anonymus sagt (S. 182), er sei «vermutlich gebildet», so ist das doch etwas untertrieben, weist sie doch selber (S. 184f. u.ö.) seine enorme Belesenheit nach. Seine Ansicht von der Entstehung der Kultur geht im wesentlichen auf Lukrez zurück, obwohl *Gen. 170–174* (S. 188), wie ich meine, auch *Ov. met. 1,113–150* nachwirkt. Ähnlich wie die *Laudes Domini* (s.o.) konfrontiert das Doppelgedicht den Schöpfungsbericht des Alten Testaments mit der Erlösungstat Christi (S. 183). Der Mensch im Paradies besass die Welt und sollte Gott allein dienen (S. 187). Der Sündenfall bewirkte eine Dekadenz, deren christliche Version an den Mythos von den Weltzeitaltern erinnert (S. 188), aber selbst die durch Christus eingeleitete Heilsgeschichte stellt keinen stetigen Fortschritt dar (S. 193).

10. Nicole Hecquet-Noti: *Entre exégèse et épopée: Présence auctoriale dans Juvencus, Sédulius et Avit de Vienne* (197–215). Die Betrachtungsweise von N. Hecquet-Noti gleicht derjenigen von A. Burnier (oben Nr. 4), denn es geht um die Präsenz des Autors (1. Person Sg. oder Pl.) in drei dichterischen Werken: Juvencus' *Libri Evangeliorum*, Sedulius' *Carmen Paschale* und Avitus' *De spiritualis historiae gestis*. Die Antithese von Dichtung und Exegese erinnert auch an den Beitrag von Danuta Shanzer (unten Nr. 11). N. Hecquet-Noti gliedert ihre Materie nach den Kategorien *dispositio* und *inventio* einerseits, *exordium* und *sphragis* anderseits. In der gesteigerten Präsenz des Autors sieht sie vor allem den Einfluss Lucans (s.o. zu Nr. 8). Juvencus tritt als *persona* hinter seinem Bericht zurück, aber Sedulius und Avitus nehmen stärkeren Anteil an ihrer Botschaft. Avitus spielt eigentlich die Rolle des Bischofs, der in einer Predigt das Alte Testament als historisches *exemplum* darstellt.

11. Danuta Shanzer: *Poetry and Exegesis: Two Variations on the Theme of Paradise* (217–243). Das Thema erinnert durch die Gegenüberstellung von Dichtung und Exegese an den Beitrag von Nicole Hecquet-Noti (Nr. 10). Durch die Lektüre der *Historiae* von Gregor von Tours wurde D. Shanzer angeregt, sich Phantasien über seine verlorene Korrespondenz hinzugeben (S. 219) und kam schliesslich auf die Idee, Schnittpunkte von biblischen Epen, biblischer Exegese und christlicher Homiletik zu untersuchen. Das Ergebnis, wenn ich sie recht versteh'e, ist dieses Referat. Sein erster Teil geht von Claudio Marius Victorius' Schilderung des Gartens Eden (*Aleth.* 1,224–269) aus. Das Paradies ist von Bäumen aller Arten umgeben, die (unaufhörlich, so muss man vermuten) zum Lob Gottes musizieren. Mit imposanter Gelehrsamkeit verfolgt D. Shanzer das Thema der «musikalischen Bäume» durch die antike Literatur, wobei allerdings (wie mir scheint) nicht alle Zeugnisse denselben Stellenwert haben. Das älteste, aus Lukians *Verae historiae* (2,5,15: die Inseln der Seligen), ist sicher relevant. Aber in Cl. Marius Victorius' *Aleth.* 1,252–269, zitiert S. 224, kommt gerade dieses Motiv nicht vor, wohl aber 245–251 (zitiert S. 238); die entscheidenden Verse fehlen in dem Zusammenhang, in dem man sie erwartet. Das textkritische Problem in V. 260 *cura*, *salus TERROR*, *facundia*, *gratia*, *motus* wird angedeutet; eine Lösung wäre vielleicht *splendor*. Im 2. Teil («Stealing Heavens») geht es um den «reumütigen Schächer», der an der Seite von Jesus am Kreuz hing, an ihn glaubte und von ihm die Verheissung des Paradieses erhielt. Die Vorstellung, dass dieser Mann sozusagen den Himmel «stahl», findet D. Shanzer mehrfach bei Avitus. Als Anhang folgt der Text (nach Hovingh 1955) von Cl. Marius Victorius, *Aleth.* 1,224–269, der z.T. schon S. 224 abgedruckt ist, aber diesmal mit einer englischen Übersetzung und einigen Anmerkungen. *Blando ... fragore* (V. 248) ist tatsächlich seltsam, wenn man *fragor* als «Krach» oder «Lärm» auffasst; lässt sich aber vielleicht durch *Lucr.* 6,136 verteidigen.

12. Lavinia Galli Milić: *Stratégies argumentatives dans la Satisfactio de Dracontius* (245–266). In 158 elegischen Distichen bittet der Dichter den Vandalenkönig Gunthamund (484–496) um Gnade. Das ganze Gedicht ist eigentlich eine *deprecatio* (S. 262); d.h. der Autor gibt offen zu, dass er gefehlt hat, indem er «andere Herren» (aber welche?) pries. Die *Satisfactio* wird neben Claudian, *carm. min. 22* und Ovid, *trist. II* und andere Versbriefe vom Pontus gestellt.

13. Laure Chappuis Sandoz: «*Ci-gît la gracieuse Vilithute...».* *Construction sociale et religieuse de la femme dans les épitaphes de Venance Fortunat* (*carm. 4,26-*) (267–291). Vilithute, die huldreiche Gattin des Dagulf, «*Romana studio, barbara prole*» (V. 14) starb als Siebzehnjährige im Kindbett. Der Dichter hat ihr seine besondere Anteilnahme geschenkt; denn dies ist das längste Gedicht in B. IV. Eigenartig, dass gerade diese jung verstorbene Frau so viele weibliche Tugenden verkörpert. Anhand von B. IV, das lauter *epitaphia* enthält, untersucht L. Chappuis Sandoz die Gesetze dieses *genus* und die Struktur der ganzen Sammlung. In dem Gedicht unterscheidet sie vier traditionelle Elemente: *prooemium*, *laudatio*, *lamentatio*, *consolatio*. Die einzelnen Abschnitte werden kurz, aber treffend charakterisiert. Der Dichter preist die *castitas* der Frauen, als wäre sie in jenen Zeiten eine Seltenheit gewesen. Immerhin war Vilithute mit dreizehn schon verheiratet, und mit sechzehn erwartete sie ein Kind. Wie viele Gelegenheiten hätte sie gehabt, ein ausschweifendes Leben zu führen? Dass sie ihrem Dagulf treu war, versteht sich fast von selbst; dieser Mann liess nicht mit sich spassen. Es folgt der Text der Verse 1–50. Hier muss man in V. 30 «*forma perit hominum, NAM benefacta manent*» vermutlich *sed* für *nam* lesen (Dittographie nach *-num*, die das Ursprüngliche verdrängte). Ohne den Wert der anderen Referate zu schmälern, möchte ich dem Leser diese Un-

tersuchung besonders empfehlen, weil sie uns eine eher fremdartige, aber absolut faszinierende Periode näherbringt. Man spürt hier unmittelbar (das heißt eigentlich doch durch die Vermittlung des Dichters), wie die Verbindung von «barbarischer» Energie, antiker Bildung und christlichem Glauben in Frankreich etwas ganz Neues hervorgebracht hat.

14. Michael Roberts: *Venantius Fortunatus and the Uses of Travel in Late Latin Poetry* (293–306). Fortunatus wurde um 525 in Duplavis (heute Valdobbiadene) in Norditalien geboren, studierte in Ravenna und reiste 565 nach Gallien, um nie zurückzukehren. In seinem Werk ist viel vom Reisen die Rede, und wenn er nicht gerade selbst unterwegs ist, schickt er seine Werke auf Reisen. M. Roberts zieht zum Vergleich des eigenen Reisens Texte von Paulinus von Nola (c. 17), Rutilius Namatianus (*De reditu suo*) und Ausonius (*Mosella*) heran, während er die reisenden Dichtungen (*Vita Martini* 4,629–712) mit Sidonius Apollinaris, c. 24 vergleicht und auf die klassischen Vorbilder (Hor. *epist.* 1,20; Ov. *trist.* 1,1; 3,1; Mart. 1,70; 10,104; Stat. *silv.* 4,4,1–7) hinweist. Bei Sidonius Apollinaris ist die Reise des Gedichtbuchs gleichzeitig die Geschichte seiner Verbreitung; denn jeder der namentlich genannten Leser oder Empfänger hatte ja Gelegenheit, den Text abzuschreiben und die Abschrift seiner eigenen Bibliothek einzuverleiben. Was dagegen bei Fortunatus ins Auge fällt, ist die Bedeutung der Kultstätten, die am Wege liegen. Somit ist die Reise des Gedichtbuchs gleichzeitig ein Zeugnis für die Verbreitung des Martinskultes.

Hoffentlich ist es mir gelungen, wenigstens einen Begriff von dem reichen, wissenschaftlich ergiebigen Inhalt dieses Bandes zu geben. Er führt uns durch eine Zeit der Epigonen, wenn man so will, aber auch eine Zeit des Aufbruchs, des Neubeginns, deren Erforschung, wie dieser Band eindrucksvoll darlegt, sich unbedingt lohnt.

Georg Luck

**Stéphane Ratti: Écrire l’Histoire à Rome.** En collaboration avec Jean-Yves Guillaumin, Paul-Marius Martin et Étienne Wolff. Les Belles Lettres, Paris 2009. 392 p.

Stéphane Ratti (R.) est le maître d’œuvre d’un ouvrage qui se présente comme un manuel «conçu et pensé d’abord pour les étudiants». Il s’est entouré de trois spécialistes pour les périodes républicaine et impériale, Jean-Yves Guillaumin pour César (chap. I), Paul-Marius Martin pour Salluste (chap. II) et Étienne Wolff pour Suétone (chap. V), lui-même s’occupant de Tite-Live (chap. III), Tacite (chap. IV) et de toute l’historiographie de l’Antiquité tardive (chap. VI–VIII). L’auteur prend soin de délimiter strictement les contours de l’ouvrage afin de prévenir toute objection d’un lecteur enclin à penser qu’il a en main une nouvelle synthèse de l’historiographie à Rome. Les chapitres sont la mise par écrit de cours professoraux extrêmement complets. Après l’inévitable partie biographique, chacun est constitué de développements très riches qui insèrent l’auteur dans le contexte événementiel et littéraire de son époque: cette partie permet aux différents spécialistes de développer des réflexions personnelles toujours enrichissantes pour compléter la vulgate des manuels courants; enfin un prolongement, modèle d’étude de texte à partir d’un extrait de l’auteur concerné, précède une bibliographie spécifique donnant les sources et les études les plus pertinentes pour chaque auteur. L’orientation personnelle des auteurs nécessite une attitude critique du lecteur: ainsi, dans le chapitre sur l’*Histoire Auguste*, R., qui en est un des éminents spécialistes, développe très longuement sa théorie sur l’identité de l’auteur, théorie loin de faire l’unanimité dans la critique actuelle. La large place accordée à l’Antiquité tardive est à saluer: alors que cette époque est souvent la portion congrue des manuels, ici, elle a la même importance que les périodes républicaine et impériale. Deux regrets cependant: l’historiographie chrétienne dont l’importance est relevée aurait peut-être mérité un développement plus important que les quelques lignes qui lui sont consacrées; de plus, il manque un index pour retrouver les auteurs mineurs cités dans les différents chapitres. En conclusion, il convient de relever la valeur de l’ouvrage qui s’avère une alternative bienvenue aux manuels habituels. Il est à l’étude de l’historiographie romaine ce que les *Commentarii* de César sont à l’histoire de la période: un lecteur averti en tirera le plus grand profit.

Nicole Hecquet-Noti

**Hartmut Wulfram:** Das römische Versepistelbuch. Eine Gattungsanalyse. Verlag Antike, Berlin 2008.  
539 S.

Bei der vorliegenden Monographie handelt es sich um die überarbeitete Fassung der Habilitations-schrift, die Hartmut Wulfram (W.) der Universität Bielefeld vorgelegt hat. Ziel seiner umfangreichen Schrift ist es, die literarische Gattung zu definieren, welcher Horaz' *Episteln* sowie Ovids *Tristien* und *Epistulae ex Ponto* zugehören. W. vertritt die Überzeugung, dass Horaz im ersten Buch der *Episteln* nicht nur vom etablierten Gattungssystem abweiche, sondern darüber hinaus eine «neue, eigenständige Gattung» begründe (10). Entsprechend gilt W.s Aufmerksamkeit dem systematischen Anliegen, die Versepistel als distinkte literarische Gattung zu beschreiben und im zeitgenössischen Literaturbetrieb zu verorten.

Jenseits eines essentialistischen Gattungsbegriffes beschreibt W. die Versepistel anhand eines «historisch-induktiv» (9) gewonnenen Merkmal-Kataloges (153), wobei er der «Brieflichkeit» der Epistel (Anreden, Briefformeln u.a.) besondere Bedeutung zusisst: Zwar lässt sich nicht entscheiden, ob die Episteln dem Autor ursprünglich als Gebrauchsbriefe gedient haben. Dennoch stellt eine solche denkbare «okkasionelle Pränatur» (121) die einzelne Epistel in ein für die Gattung konstitutives Spannungsverhältnis zu ihrer Veröffentlichung als Teil einer Gedichtsammlung. Während epistulare Formen nämlich in unterschiedlichen Gattungszusammenhängen ihren Platz haben, liegt mit Horaz' *Episteln* erstmals ein sorgfältig arrangiertes Gedichtbuch vor, das sich ausschliesslich aus epistularen Gedichten formiert. Damit sind W.s medientheoretisch geprägter Untersuchung zufolge die *Episteln* als «Buchgattung» zu beschreiben (137–152), die eng an das Publikationsmedium der Buchrolle gebunden ist.

Nach der Diskussion von Horaz' zweitem Epistelbuch wendet sich W. Ovids *Heroides* und dem Arethusa-Brief des Properz (Prop. 4,3) zu, in denen er eigenständige Varianten epistularer Dichtung ausmacht (173–213). Demgegenüber werde Ovid in seinen Exilwerken *Tristia* und *Epistulae ex Ponto* zum «Fortsetzer des horazischen Versepistelbuches» (214–404). In einem abschliessenden Kapitel zeigt W., wie die Gattung des Versepistelbuches nach Ovid versiegt, respektive in den prosaischen Briefsammlungen von Seneca, Plinius d. J. und Fronto nur in Ansätzen fortgeführt wird (405–458). Ein ausführliches Literaturverzeichnis sowie zuverlässige Stellen- und Sachindizes runden das Buch ab, das sorgfältig hergestellt ist und wenige Fehler aufweist.

W.s Untersuchung stellt einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der literarischen Epistel dar und trägt zum Verständnis des römischen Gattungssystems bei. Zugleich ist aber zu bedauern, dass W.s systematische Herangehensweise bisweilen seine Einzeluntersuchungen verflachen lässt resp. dazu führt, dass originelle Ergebnisse (etwa die topographische Diskussion zu *Trist. 1*, S. 322–341) nicht die Aufmerksamkeit finden, die ihnen gebührte.

Cédric Scheidegger Lämmle

**Thorsten Fögen** (Hg.): Tears in the Graeco-Roman World. Walter de Gruyter, Berlin/New York 2009. VI, 491 S.

Der von Thorsten Fögen (F.) herausgegebene Sammelband hat seinen Ursprung in einem Sonderheft der *Zeitschrift für Semiotik* (28 (2006)) mit acht Aufsätzen zum Thema Tränen und Weinen in der griechisch-römischen Antike. Unter dem Titel *Tears in the Graeco-Roman World* enthält der vorliegende Band zwanzig Beiträge zur Bedeutung und Funktion von Tränen und Weinen in der antiken Literatur und Kultur. Die Aufsätze decken eine Zeitspanne vom 8. Jh. v. bis ins 5. Jh. n. Chr. ab und gehen thematisch über die bisher hauptsächlich erforschten Gebiete der rituellen Klage und des weiblichen Weinens bei Begräbnis-Zeremonien hinaus, indem Tränen u.a. im Kontext des Romans, der Epistolographie und der Historiographie untersucht werden. Die beiden letzten Beiträge des Buchs widmen sich der modernen wissenschaftlichen Forschung zu Tränen und Weinen, ohne Bezug auf die Antike zu nehmen. Abgeschlossen wird das Buch durch einen *Index locorum*; die Sekundärliteratur findet sich im Anschluss an die einzelnen Beiträge. Den Aufsätzen gehen jeweils kurze *Abstracts* voraus.

Wie der Herausgeber in seiner Einführung schreibt (S. 3), ist es für einen einzelnen Forscher bzw. eine einzelne Forscherin kaum möglich, das Thema «Tränen in der Antike» in seiner inhaltlichen und zeitlichen Breite umfassend darzustellen. F.s eingangs geäusserte Hoffnung (S. 3), dass dies

den verschiedenen Beiträgen in ihrer Gesamtheit gelingt, erfüllt sich. Der vorliegende Band bietet eine wertvolle systematische Übersicht über ein Thema, das zuvor im Gegensatz zu Humor und Gelächter nur punktuell erforscht wurde. Eine abschliessende Zusammenfassung des Herausgebers, in der die Antworten auf die eingangs gestellten Leitfragen (S. 4) gesammelt, mögliche diachrone Entwicklungslinien auf Basis der einzelnen Beiträge aufgezeigt und besonders auch Verbindungen zur modernen Forschung zu Tränen und Weinen aufgezeigt werden, wäre jedoch wünschenswert gewesen.

Judith Hindermann

*Dorothee Gall/Anja Wolkenhauer (Hgg.): Laokoon in Literatur und Kunst. Schriften des Symposions «Laokoon in Literatur und Kunst» vom 30. 11. 2006, Universität Bonn. De Gruyter, Berlin/New York 2009. XX, 266S., 43Abb.*

Die im Januar 1506 in Rom nahe der Kirche S. Pietro in Vincoli aufgefondene Skulptur, die eindrücklich den Todeskampf Laokoons und seiner beiden Söhne zeigt, sorgte in der Neuzeit für ein immenses Interesse an dieser «Randfigur des Troja-Stoffes» (IX). Sie verweist heute dank Lessings Schrift *Laokoon oder Über die Grenzen der Mahlerey und Poesie* (1766) metonymisch auf produktionsästhetische Fragen unterschiedlicher Façon und vor allem auf die Differenzierung der Künste in je eigene mediale Bereiche. Das fünfhundert Jahre nach der spektakulären Wiederentdeckung der Statuengruppe veranstaltete Bonner Symposion, dem sich die Beiträge des Bandes verdanken, erhellt zwar vereinzelt Aspekte dieser kunsttheoretischen Rezeptionsperspektive auf die Laokoon-Geschichte, das Gros der Aufsätze widmet sich jedoch den künstlerischen Bearbeitungen des Stoffs selbst. Vereinigt sind philologische, archäologische bzw. kunsthistorische und musikwissenschaftliche Studien, die das Interesse an der Laokoon-Figur über die Jahrhunderte spiegeln.

Den Niederschlag des Stoffs innerhalb der griechischen Literatur beleuchtet überblicksartig Heinz-Günther Nesselrath, der in der Auseinandersetzung mit der Frage, worin überhaupt die Schuld Laokoons für seine Bestrafung besteht, den zentralen Verhandlungspunkt der jüngeren Bearbeiter der Laokoon-Geschichte sieht. Damit steht das Verhältnis von Menschen und Göttern zur Disposition, das auch von den lateinischen Autoren aufgegriffen und je unterschiedlich inszeniert wird: Vergil arbeitet sich an der Gegenüberstellung von «menschliche[r] Peitho und göttliche[m] Prodigium» (15) ab, so Michael Erler, die spätantiken literarischen Beschäftigungen mit dem Thema setzen Akzente bei Laokoon als Götterfrevel oder als Opfer der Götter (Roswitha Simons, Ursula Gärtner). Die kunsttheoretischen Überlegungen von Plinius dem Älteren zu einer Laokoongruppe aus dem Palast des Kaisers Titus untersucht Otto Zwierlein mit Blick auf den verwendeten *dignitas*-Begriff, Christian Kunze und Susanne Muth diskutieren die stilistische Einordnung der erhaltenen Statuengruppe zwischen Späthellenismus und augusteischem Klassizismus sowie die Problematik der «Einzigartigkeit des *Laokoon* in seiner Darstellung von Leid und Pathos» (56).

Die neuzeitliche Beschäftigung mit dem Stoff in der Renaissance steht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem aussergewöhnlichen Skulpturenfund. Christian Brockmann belegt, wie sehr die anatomischen Bemühungen des Cinquecento vom Studium antiker Statuen profitierten. Die direkt nach der Wiederentdeckung des Kunstwerks einsetzende Laokoon-Epigrammatik behandeln Anja Wolkenhauer und Elisabeth Gilbert. Die Plastik zog seit ihrem Auftauchen das Interesse ganz Europas auf sich, so dass sie der französische König nach seinem Sieg von Marignano in seinen Besitz übernehmen wollte. Wie Christine Tauber zeigt, führte dieses «geradezu unverschämte» (201) Ansinnen zur Herstellung diverser Kopien, auch von anderen antiken Kunstwerken, wobei die Auswahl weniger ästhetischen als politischen Kriterien geschuldet war. Stellvertretend für die Laokoon-Rezeption im 18. und im 19. Jh. stehen Beiträge zu Winkelmanns Faszination für die Statuengruppe, der über diese schrieb, noch bevor er sie als Plastik zu Gesicht bekommen hatte (Balbina Bäbler), und zu Berlioz' Umsetzung des Laokoon-Stoffes in der Oper *Les Troyens* (Klaus Heinrich Kohrs).

Insgesamt bietet der Band einen facettenreichen Überblick über die Geschichte des Laokoon-Stoffes in seinen verschiedenen medialen Erscheinungsformen von den ältesten antiken Überlieferungsträgern bis in die späte Neuzeit. Unberücksichtigt ist die Moderne, etwas zu marginalisiert bleibt die kunst- und medientheoretische Debatte, zu der der Mythos in den letzten Jahrhunderten Anlass gegeben hat.

Seraina Plotke

**Eleonora Santin:** *Autori di epigrammi sepolcrali greci su pietra. Firme di poeti occasionali e professionisti* (Memorie dell'Accademia nazionale dei Lincei). Bardi Editore, Rom 2009. 169 S., 20 Abb., 4 Tab.

Mit einer Neuedition von rund 30 Grabepigrammen geht Eleonora Santin (S.) der Frage nach, inwiefern und in welcher Form in den griechischen Grabgedichten ein Autorenbewusstsein festgestellt werden kann. Unter den weit über tausend erhaltenen griechischen Grabgedichten findet S. nur gerade diese, in denen ein individueller Dichter spricht. Diese geringe Zahl lässt sich durch die funktionale Natur der Grabepigramme erklären, die – oft als serielle Auftragsarbeiten – mit dem Ziel verfasst werden, den Verstorbenen zu ehren, wogegen der Dichter nebensächlich ist. Die von S. besprochenen Beispiele zeigen jedoch, dass es auch in dieser Form von Dichtung Autoren gab, die wie ihre literarischen Kollegen als Dichter ernst genommen werden wollten.

Die mit methodischer Einleitung, Übersetzung, knappem Kommentar und Bibliographie versehene Edition zeigt eine weite örtliche und zeitliche Verbreitung dieses Inschriftentyps vom 2. Jh. v. bis zum 4. Jh. n. Chr. und von Ägypten bis Afghanistan. Die Autorenunterschriften erscheinen in zwei Formen: als Nachtrag in Prosa (im Genetiv der Verfasserangabe oder im Nominativ mit einer Aoristform von γράψω) oder eingebettet in den Wortlaut des Gedichts; einige Epigramme enthalten den Namen des Verfassers im Akrostichon. Ein Teil der Gedichte wurde noch zu Lebzeiten von den Verstorbenen selbst verfasst (hier hätte man gern mehr darüber erfahren, inwiefern sich diese in Bezug auf das Autorenbewusstsein von den übrigen unterscheiden).

Grundsätzlich stellt die S. fest, dass das Erscheinen des Autorennamens eine Verschiebung des Schwerpunkts bewirkt, da die Aufmerksamkeit vom Verstorbenen weg auf den Dichter gelenkt wird. Diese Beobachtung leistet einen Beitrag zu einem interessanten Fragenkomplex zur Rolle des Autors in diesen situationsgebundenen Texten und lädt zum Vergleich mit literarischen Formen von Dichtung ein; es ergibt sich damit ein neuer Blickwinkel auf die alte und etwas festgefahrenen Diskussion um die *persona* des Dichters.

Christine Luz

**Lucio Ceccarelli:** *Contributi per la storia dell'esametro latino.* 2 Bände (Studi e Testi Tardo Antichi 8). Herder, Rom 2008. 238 + 110 S.

Lucio Ceccarellis Buch wendet sich an den Spezialisten. Denn seine *Contributi* sind nicht einzelne, zu einer Gesamtstudie zusammengefasste Untersuchungen zum lateinischen Hexameter, sondern tabellarisch erfasste Statistiken zur metrischen Gestaltung des Verses von Ennius bis zu Venantius Fortunatus (2. Hälfte des 6. Jh. n. Chr.). Diese z.T. komplexen Tabellen des 2. Bandes werden im ersten Band kommentiert und ausgewertet, und zwar in den zwei Teilen *L'esametro latino fino a Giovenale* (S. 23–138) und *L'esametro tardoantico* (S. 139–205). In seinen Analysen beschränkt sich C. willentlich auf äußerliche Kriterien (Anzahl von Daktylen und Spondeen, Häufigkeit von Zäsuren, Klauselform), ohne auf inhaltliche Aspekte einzugehen. Das ist insofern lobenswert, als damit grösstmögliche Objektivität gewahrt bleibt (obwohl man gerne mehr über die Entscheidung, ein Wortende gelten zu lassen, gewusst hätte: Wie werden «metrische Wörter» behandelt?), stellt aber den Spezialisten dennoch nicht ganz zufrieden, da z.B. die Kombination von Zäsuren mit der Absicht, inhaltlich wichtige Wörter zu plazieren, mit ein Grund sein kann, dass sich Statius von Vergil einmal entfernt oder ihm sehr nahe kommt. C. ist sich denn auch bewusst, dass seine Statistiken mit Vorsicht zu geniessen sind, und warnt in seinen Kommentaren immer wieder vor vorschnellen Schlussfolgerungen. So zeigt z.B. Ovid zwar eine grosse Zahl von bukolischen Dihäresen, was aber sogleich dahingehend zu relativieren ist, dass sein «vierter Versfuss» ja ohnehin überdurchschnittlich oft daktylisch gestaltet ist (S. 45. 116); und wenn die Synalophe bei den Satirikern dem kolloquialen Stil zuzuordnen ist, hat sie bei Vergil gerade eine umgekehrte Funktion (S. 128–129). Kaum erstaunlich ist deshalb, dass C. in seiner Zwischenbilanz zur richtigen Feststellung gelangt, dass im frühlateinischen und klassischen Zeitalter keinem Dichter wirkliche Modellfunktion zugesprochen werden kann (S. 137). Ähnliches gilt für den spätantiken Hexameter: Die Daten lassen keinen Zweifel daran, dass Ovid – und dies kommt doch ein wenig überraschend – niemandem wirklich als Referenz gilt, und dass sogar die Gruppe der Autoren, die Vergil nahestehen, keine sklavische Abhängigkeit von ihrem Modell zeigen (S. 205). Allein dafür

lohnt es, sich durch C.s nüchterne Statistiken durchzuarbeiten. Weil diese erstmals die gesamte Produktion von Hexameterdichtung erfassen, stellen sie trotz kleinerer Einschränkungen (s.o.) eine solide Grundlage für weitergehende Forschungen dar.

Orlando Poltera

**Cédric Brélaz/Pierre Ducrey (éds): Sécurité collective et ordre public dans les sociétés anciennes**  
(Entretiens sur l'Antiquité classique, tome LIV). Fondation Hardt, Vandœuvres/Genève 2008.  
X, 340 p., index des sources citées, index général.

Ce 54<sup>e</sup> volume des Entretiens consacré au problème de l'insécurité a été conçu dans le contexte de l'«après 11 septembre 2001», et il traite une question qui figure aujourd'hui au centre des débats dans nos sociétés occidentales, mais qui n'avait que rarement été abordée pour le monde gréco-romain jusqu'ici. Hans van Wees considère que les luttes civiles dans les cités grecques – omniprésentes dans la littérature archaïque – ont été un facteur d'insécurité plus important que les guerres extérieures à l'époque archaïque; il montre qu'il ne s'agissait pas de simples luttes politiques au sein de l'élite: toutes les couches sociales étaient impliquées et la violence pouvait être extrême. Werner Riess étudie les différentes procédures judiciaires en vigueur à Athènes, qui permettaient aux citoyens de demander réparation pour un meurtre; il insiste à juste titre sur le rôle central de l'initiative privée et sur la marge de manœuvre laissée aux parents de la victime dans la détermination de la nature du crime et de la procédure à suivre. Angelos Chaniotis examine les mesures prises par les cités grecques à l'époque hellénistique pour assurer la sécurité des campagnes (patrouilles de jeunes citoyens armés, recours à des mercenaires, appel aux garnisons royales, construction de forts); il rappelle que le danger pouvait parfois venir de l'intérieur (occupation d'un fortin par une faction exilée, abus commis par les mercenaires ou par les patrouilleurs). Cédric Brélaz poursuit la réflexion pour l'époque impériale, en montrant que la *Pax Romana* n'a pas entraîné une démilitarisation complète des cités grecques, qui participaient toujours à la sécurité de leur propre territoire et des provinces de l'Empire, et qui entretenaient les institutions, les valeurs et l'imagerie militaires de l'époque classique, non sans une certaine nostalgie. Andrew Lintott s'intéresse à l'évolution de la législation romaine visant, non pas à supprimer complètement le recours à la violence privée – car celle-ci restait nécessaire dans l'application du droit (exécution devant témoins d'un voleur pris en flagrant délit; saisies pour dettes impayées) – mais simplement à la rendre possible dans des limites acceptables pour la société; il examine ensuite le rôle des tribuns de la plèbe comme modérateurs des relations entre les magistrats et les citoyens. Ramsay MacMullen s'intéresse au fanatisme des Juifs et des Chrétiens, prêts à mourir – et/ou à tuer – au nom de leurs principes religieux; il défend l'opinion que les explications politiques et socio-économiques généralement avancées par les historiens pour expliquer les schismes, les mouvements de révolte ou les persécutions ne suffisent pas: il faut prendre en compte la dimension émotionnelle et les éléments irrationnels. Yann Rivière étudie les différentes formes de l'exil à la fin de la République et sous le Principat (*relegatio, aqua et igni interdictio*); analysant ensuite les différents lieux de résidence assignés aux exilés, ainsi que leurs conditions de vie sur place, il conclut à un durcissement de l'attitude du pouvoir impérial. Ce volume passionnant et richement documenté invite à poursuivre la réflexion, mais je me limiterai ici à deux remarques: l'historiographie moderne considère généralement la présence d'une garnison royale dans une cité grecque à l'époque hellénistique comme le signe certain d'un état de sujexion de ladite cité, mais l'étude d'A. Chaniotis montre à l'évidence que la situation était plus complexe: une garnison pouvait avoir été appelée par une cité libre et autonome afin d'assurer sa propre sécurité contre une menace extérieure, ou par une faction politique afin de se maintenir au pouvoir aux dépens de ses adversaires. Concernant la marge de manœuvre des cités grecques dans la lutte contre l'insécurité sous la domination romaine, il faut désormais prendre en compte l'étude d'A. Giovannini et E. Grzybek, *Der Prozess Jesu. Jüdische Justizautonomie und römische Strafgewalt* (Munich 2008) qui montre que les autorités romaines n'avaient pas le monopole de la juridiction capitale; pour les affaires de meurtres à caractère privé et pour les questions touchant aux lois religieuses, notamment, les cités et peuples de l'Empire ont conservé leur autonomie judiciaire.

Pierre Sánchez

**Christian Marek: Geschichte Kleinasiens in der Antike.** C. H. Beck, München 2010. 941 S.

Der Zürcher Althistoriker Christian Marek hat mit seinem Überblickswerk über die Geschichte Kleinasiens eine wahre Herkulesaufgabe bewältigt. Auf mehr als 600 Textseiten werden die historischen Epochen von der Altsteinzeit bis zu Konstantin dem Grossen behandelt. Anmerkungen (S. 685–742), eine Bibliographie (S. 750–782), ein Quellenverzeichnis (S. 783–799), umfangreiche Herrscher- und Beamtenlisten zu den unterschiedlichen Epochen (S. 800–862) und ein Register (S. 874–941) runden den Band ab.

Meist werden straffe, auf das Wesentliche abzielende Beschreibungen der historischen Entwicklung in den verschiedenen Epochen geboten, wobei historische Geographie, ethnographische und sprachwissenschaftliche Ergebnisse, Religionsgeschichte und archäologische Befunde Berücksichtigung finden. Ausgewogene Stellungnahmen zu aktuellen Diskussionen – etwa zur Troia-Frage in P. Freis Beitrag zur hethitischen Geschichte (S. 101–135) oder zur Rolle von Land- und Seeweg für Kulturkontakte zwischen Ost und West – bereichern das gebotene Bild. Der Schwerpunkt liegt, wie der Umfang der einzelnen Kapitel und das Quellenverzeichnis erkennen lassen, auf Hellenismus und Römerzeit; der Autor wählt also eine dezidiert klassisch althistorische Gewichtung. Die älteren Perioden sind in weniger umfangreichen Abschnitten abgehandelt; insbesondere die späthethitischen Kleinfürstentümer, das Reich Urartu und der Kimmeriersturm hätten ausführlicher als nur auf den fünf ihnen insgesamt gewidmeten Seiten behandelt werden dürfen. Im Kapitel zur Achämenidenzeit ist die Darstellung vielfach zu einseitig und spiegelt Kontroversen auch in der zitierten Literatur zu wenig wider.

Insgesamt gelingt es in diesem Buch jedoch bestens und in sehr anregender Weise, die Geschichte eines geographischen Raums, der niemals ein geschlossenes Kulturgebiet war, in seiner Vielgestaltigkeit lebendig werden zu lassen.

Bruno Jacobs

**Iris Samotta: Das Vorbild der Vergangenheit. Geschichtsbild und Reformvorschläge bei Cicero und Sallust.** Franz Steiner, Stuttgart 2008. 506 S.

Die Überlebensfähigkeit der späten römischen Republik ist seit einiger Zeit wieder ein viel diskutiertes Thema geworden. Dabei spielen mit Recht die Reformvorschläge Ciceros in seinen Staatsschriften und die Sallusts in seinen beiden Briefen an Caesar (ihre Echtheit vorausgesetzt) eine bedeutende Rolle, lässt sich doch an ihnen die Sicht der Zeitgenossen auf die Krise und auf für möglich gehaltene Lösungen ablesen. Iris Samotta (S.) stellt nun aber in ihrer von Karl-Wilhelm Welwei und Walter Eder betreuten Bochumer Dissertation die Materie in einen wesentlich weiteren Rahmen, indem sie die Reformvorschläge vor dem Hintergrund der Vorstellungen beider Autoren vom Ablauf der römischen Geschichte insgesamt untersucht.

Der gründliche Vergleich beider Geschichtsauffassungen erweist sich in der Tat als aufschlussreich. Deutlich tritt die Hervorhebung einzelner Akteure durch Cicero – was seinem Geschichtsbild insgesamt einen statischen Charakter verleiht – in Kontrast zu Sallusts struktureller Betrachtungsweise, während andererseits sich auch gewichtige Gemeinsamkeiten zeigen, so etwa in der kritischen Sicht auf das Volkstribunat. Das hat Konsequenzen für die Reformvorschläge. So weisen etwa beide dem Senat eine zentrale Rolle zu, setzen aber dabei einerseits auf den engeren Kreis der *principes* (unterstützt durch die in ihrer Kompetenz begrenzten Ausnahmemagistraturen des *magister populi* und *magister equitum* sowie durch fünfjährig amtierende Zensoren), andererseits auf die Körperschaft aller Senatoren, die die insgesamt aufgewerteten *cives Romani* besser repräsentieren sollen. Beide sehen in der überlieferten *res publica* ein Ideal, dessen weitere Geltung sie bei aller Bedrohung nicht in Frage stellen. S. benennt auch Schwächen der vorgeschlagenen Reformen, insbesondere das allzu grosse Gewicht, das einem Bewusstseinswandel der Akteure beigemessen wird. Insgesamt indes übernimmt sie die Sicht ihrer Autoren und betont die nach wie vor bestehende Lebensfähigkeit der römischen Republik.

Die Arbeit erfreut durch die gründliche Behandlung von Quellen und Literatur zu einer sehr weit gefassten Thematik, zu deren Verständnis sie wichtige Beiträge liefert.

Jürgen von Ungern-Sternberg

*Karl-Joachim Hölkeskamp (Hrsg.): Eine politische Kultur (in) der Krise? Die «letzte Generation» der römischen Republik.* R. Oldenbourg, München 2009. XII, 222 S.

Die Krise der späten römischen Republik gehört zu den grossen Paradigmen der Geschichte, die jeder Generation Anlass bietet, sie von ihren Erfahrungen und Interessen her zu bearbeiten. Nunmehr ist es das Konzept der «politischen Kultur» – und die weitgespannte Einleitung Hölkeskamps macht sogleich deutlich, dass das angesichts der aristokratisch bestimmten Sozialverfassung Roms naturgemäß auf die Beschäftigung mit der römischen Führungsschicht und deren Desintegration als wesentliche Ursache der Krise hinausläuft. Die Probleme der Elite im Umgang mit anderen Klassen und gesellschaftlichen Gruppen bleiben dabei nicht unerwähnt, werden aber auch im Folgenden nirgends genauer betrachtet. Damit aber bleibt unerklärt, warum die fein eingespielten Mechanismen aristokratischen Führungsstils nicht mehr wie gewohnt griffen. Diese Krise der politischen Kultur wäre nämlich nur durch die Reibung an Problemen zu erklären, die nicht mehr adäquat bewältigt wurden. Insofern ist es symptomatisch, dass die Gracchen nur als Erinnerung Ciceros auftauchen (F. Bücher), der notorisch jede sachliche Problematik ausgeblendet hat; schon eine Gegenüberstellung mit dem Gracchenbild des Sallust hätte eine Vertiefung erlaubt, und dass Uwe Walter gleich mehrmals die Behandlung der wirtschaftlichen Problematik fordert (27 A. 2; 39 A. 48), dazu aber selbst im Anschluss an Christian Meier nur bemerkt, dass sie nicht aushandelbar gewesen sei (32f.).

Gleichwohl ist klar, dass die in München am Historischen Kolleg versammelten hervorragenden Kenner der römischen Republik viel Bemerkenswertes zu bieten hatten, wenn auch nicht unbedingt zur «letzten Generation», wie etwa Hans Beck zur Rolle des Adligen oder Wilfried Nippel zum *mos maiorum*. Sehr grundsätzliche Überlegungen führt Walter zu «Struktur, Zufall, Kontingenz» vor, an dessen Betonung der Offenheit der Situation bis zuletzt sich Martin Jehne gedankenreich in seinem Beitrag zu «Caesars Alternativen» anschliesst. Anders akzentuiert die Problematik des Jahres 49 Robert Morstein-Marx, der im Sinne der neueren englischen Forschungsrichtung (Fergus Millar) die Rolle des Volkes unterstreicht und von daher die Position Caesars gegenüber der des Pompeius aufwertet. Gute Studien zu einzelnen Aspekten legen Jean-Michel David zur Sinnentleerung des Patronats angesichts der Dominanz grosser Einzelner vor, Tonio Hölscher, der die transgressiven Verhaltensformen im Bereich des Denkmalwesens auch als eine «Kultur der Krise» deuten möchte, Giuseppe Zecchini zu der Bautätigkeit Caesars in Rom und Egon Fläig zum Tempel des Mars Ultor, den er als Erfüllung einer Rache in republikanische Traditionen stellen möchte.

Jürgen von Ungern-Sternberg

*Frédéric Hurlet/Bernard Mineo (éds): Le principat d'Auguste. Réalités et représentations du pouvoir autour de la Res publica restituta.* Actes du colloque de l'Université de Nantes 1<sup>er</sup>–2 juin 2007 (Collection Histoire). Presses universitaires de Rennes, Rennes 2009. 352 p.

Cet ouvrage réunit quatorze contributions relatives à la notion de *Res publica restituta*, depuis sa mise en place dans les années 20 av. J.-C. jusqu'à la fin du principat d'Auguste et même jusqu'à Vespasien qui exploite également l'idée de restauration. Une première partie, la plus longue, confronte la *Res publica restituta* avec les réalités institutionnelles, sociales, politiques et religieuses du régime mis en place par Auguste; elle critique une conception institutionnelle du principat, héritée de Mommsen (M. Spannagel), revient sur la nature du pouvoir absolu d'Octave en 28–27 av. J.-C. (Fr. J. Vervoat), examine la restitution des positions institutionnelle et sociale des sénateurs (Fr. Hurlet) et, à travers l'exemple de Mécène, évoque la place des chevaliers dans le nouveau régime (Ph. Le Doze). Les trois parties suivantes étudient le thème de la *Res publica restituta* dans différents types de discours: d'abord dans le discours officiel, à partir des monnaies (A. Suspène; E. Rosso pour le monnayage de Vespasien), de l'architecture (P. Gros) et de la statuaire (G. Sauron); puis dans la poésie d'époque augustéenne, chez Horace (M. Citroni), Ovide (P.M. Martin) et Virgile (A. Deremetz); enfin dans l'historiographie antique, chez Tite-Live (B. Mineo), Tacite (O. Devillers) et Dion Cassius (M.-L. Freyburger-Galland). Ces études sont encadrées par une très utile introduction des éditeurs, Fr. Hurlet et B. Mineo, qui analysent les différents emplois de *Res publica restituta*, et par des conclusions de J.-L. Ferrary. L'ensemble présente ainsi l'avantage de s'appuyer sur un large panel de sources et constitue une bonne mise au point sur la nature et sur les représentations officielles et «privées» du régime augustéen.

Anne Gangloff

**Douglas M. MacDowell: Demosthenes the Orator.** Oxford University Press, Oxford 2009. X, 457 S. D.M. MacDowell (M.), der ausgewiesene Kenner attischen Rechts und Verfasser einschlägiger Studien über Demosthenes, legt hier eine Gesamtdarstellung des Redners vor, vergleichbar der grundlegenden von Friedrich Blass in der *griechischen Beredsamkeit* sowohl durch ihre umfassende Behandlung aller Reden wie auch dadurch, dass sie als eine Summe wissenschaftlicher Arbeit zugleich ein weiteres Publikum anspricht. Doch der methodische Ansatz ist ein anderer. Er ist darauf ausgerichtet, nicht so sehr die rednerische Gestalt in ihrer Einheit als die Reden in ihren besonderen Entstehungssituationen zu erfassen. Gesamthaft Darlegungen treten zurück: Die biographischen Partien sind auf die Lebensphasen, die von den Reden nicht beleuchtet werden, beschränkt; die generelle Charakteristik des rhetorischen Stils ist ganz knapp gehalten (398–407). Dafür werden die einzelnen Reden in eindringender geschichtlicher Perspektive dargestellt. Insbesondere die Erklärung aus der jeweils politisch und prozessual relevanten Konstellation und der spezifischen Rechtslage gibt den Hintergrund für die Würdigung der durch zusammenfassende Wiedergabe und ausführliche Zitate vergegenwärtigten Texte, ihrer Argumente und ihrer formalen Qualität. Durchgehend sind die vielfältigen Forschungsdiskussionen berücksichtigt. Der undogmatisch historisierende Ansatz ist auch bedeutsam für die Entscheidung der Echtheitsfragen. Für M. ist weniger eine allgemeine Vorstellung von demosthenischem Stil massgebend als die differenzierende Erwägung der bei der Komposition jeweils bestehenden Umstände und Absichten. Diese kommen auch deshalb besonders in Betracht, weil aus seiner Sicht die Texte in ihrer Mehrzahl wahrscheinlich vom Autor nicht revidiert und publiziert, sondern vor dem Vortrag geschrieben, in dieser Form aufbewahrt und postum herausgegeben worden sind (7–9). Somit bleiben bei M. im *Corpus Demosthenicum* nur 4 Reden, die nicht Apollodor und Hegesipp zuzuweisen sind und unzweifelhaft nicht von Demosthenes stammen – gegenüber 18 in der alten Oxford-Ausgabe und 17 in der jüngst erschienenen. Ein neuer, breit fundierter Zugang zu dem Redner, der in aller Einzelbetrachtung doch auch in einer grossen Gesamtkontur erkennbar wird, ist hier eröffnet.

Christoph Eucken

**Vinciane Pirenne-Delforge: Retour à la source. Pausanias et la religion grecque** (Kernos supplément 20).

Centre International d'Étude de la Religion Grecque Antique, Liège 2008. 411 p.

L'ouvrage de V. Pirenne-Delforge (P.-D.) se présente comme un outil indispensable non seulement à tous ceux qui se proposent d'aborder le texte de Pausanias, mais de manière plus générale également aux historiens de la religion grecque à la recherche d'un modèle méthodologique rigoureux d'analyse des sources. Cette étude remplit son objectif d'arriver à une compréhension globale d'un texte qui a été longtemps utilisé de façon atomisée, en tant que collection d'informations éparses sur la religion antique. Ce travail répond ainsi d'une part à l'exigence de placer l'œuvre de Pausanias dans l'horizon culturel et historique de son temps, et d'autre part à celle de la considérer dans une perspective globale pour saisir la spécificité des grilles de lecture internes en suivant le fil rouge de l'analyse lexicale. Dans la première partie, l'auteur identifie les objectifs poursuivis par Pausanias à travers son travail et les situe dans la culture de son temps. C'est d'abord la question du terme de *syngraphé*, qui définit la *Périègèse* comme une œuvre qui rassemble ce qui est digne de mémoire, en se proposant soit de susciter l'intérêt du lecteur, soit de l'inviter à ne pas oublier les traditions. Ensuite, l'analyse lexicale des termes utilisés pour indiquer ces traditions permet d'affirmer que Pausanias prend en considération deux types d'objets: il s'agit d'un côté de la multiplicité géographique des *logoi* qui transmettent oralement l'identité plurielle de la Grèce; tandis que de l'autre on rencontre le thème des *theoremata*, c'est-à-dire des objets dignes d'être vus et de rester en mémoire, qui constituent le lien entre présent et passé. Dans la deuxième partie, P.-D. examine de plus près la valeur et les problématiques de Pausanias en tant que source pour la religion grecque à travers trois dossiers différents (la pratique sacrificielle, les statues des dieux, les cultes à mystères) à partir desquels il est possible de faire ressortir la construction par Pausanias d'un système assez travaillé de catégories permettant la lecture des pratiques religieuses.

Doralice Fabiano

**Dagmar Mirbach (Hrsg.): Hermeneutik und Geschichte der Philosophie.** Festschrift für Hans Krämer zum 80. Geburtstag (Spudasmata 127). Georg Olms Verlag, Hildesheim/Zürich/New York 2009. VIII, 135 S.

Der Band würdigt mit 8 Beiträgen das Lebenswerk des Tübinger Klassischen Philologen und Philosophen Hans Krämer, der sich nach seinen grundlegenden Arbeiten zu Platon und Aristoteles schwerpunktmässig mit philosophischer Ethik befasst hat und der zuletzt 2007 mit einer Kritik der Hermeneutik, bzw. der an Hans Georg Gadamer anschliessenden «Interpretationsphilosophie» hervorgetreten war. Thomas A. Szlezák resümiert die «Wende der Platonhermeneutik», die von Krämers Dissertation über «Arete bei Platon und Aristoteles» (1959) ihren Ausgang nahm. Jens Halfwassen widmet sich der Aktualität der «Tübinger Schule» und Michael Erler arbeitet Berührungspunkte, aber auch Differenzen zwischen der platonischen und der epikureischen Auffassung der Affekte heraus. Eilert Herms und Klaus Oehler nehmen zu Krämers Auseinandersetzung mit der Hermeneutik Stellung und der Geehrte selbst beschliesst den Band mit «Neuen Beiträgen zur Hermeneutik-Debatte», die seine argumentative Gegenposition gegen Hans Georg Gadamer nochmals differenzieren und zuspitzen. – Eine *Tabula gratulatoria* und ein Register runden die Festschrift ab.

Barbara von Reibnitz

**Barbro Santillo Frizell: Arkadien. Mythos und Wirklichkeit.** Aus dem Schwedischen übersetzt von Ylva Eriksson-Kuchenbuch. Böhlau, Köln/Weimar/Wien 2009. 188 S.

Arkadien zielt im vorliegenden Buch weniger auf den konkreten Landstrich in der Peloponnes, sondern in einem umfassenden Sinne auf eine Kulturgeschichte der pastoralen Landschaft im mediterranen Raum. Sie wird, wie die Autorin Barbro Santillo Frizell (S. F.), eine ausgewiesene Archäologin, betont, als prägende landschaftliche Tradition, die in der Alten Welt Ökonomie, Sozialordnung und Politik mit bestimmt hat, weitgehend unterschätzt – eine Tradition, die bis in die Neuzeit hinein dem territorialen Gesicht Italiens und Griechenlands Konturen gegeben hat. Den pastoralen Lebens- und Wirtschaftsstil eruiert S. F. aus den literarischen Quellen, den bukolischen Dichtern und den Agrarschriftstellern (16ff.), mehr aber noch aus den archäologischen Überresten (die jahrhundertealten Wanderwege der Transhumanz), die sie kenntnisreich beschreibt und zum Sprechen bringt. Eindrucksvoll die Schilderung des Wanderweges, der von der römischen Kolonie Alba Fucens (130ff.) im mittleren Apennin über Tibur, Aquae Albulae bis zum Forum Boarium reicht und der Versorgung des römischen Marktes dient. Das Rind, das Schwein, die Ziege, vor allem aber das Schaf haben mit ihren vielfältigen Produkten den privaten Haushalt wie die antike städtische Ökonomie tief geprägt, oft auch in Konkurrenz und im Gegensatz zur Ackerbauwirtschaft. Beide haben jeweils eine eigene Götterwelt, eigene Feste und eigene Mythen ausgebildet, von denen die komplexe Gottheit Pan vielleicht die faszinierendste Figur abgibt (62ff.). Das Buch will mit seinen schönen Illustrationen und den (sparsamen) Verweisen auf Quellen und Sekundärliteratur den Leser ermuntern, Landschaften lesen zu lernen und die antike pastorale Lebenswelt als in jeder Hinsicht signifikant neben der urbanen Kultur zu entdecken. Dieses sympathische Vorhaben ist S. F. voll gelungen. Dass dabei diverse Aspekte zu kurz kommen, muss man freilich in Kauf nehmen: Der Mythos Arkadien haftet bereits in der Antike an der realen und virtuellen Landschaft Siziliens, wohin die Quellnymphe Arethusa vor den Nachstellungen des Flussgottes Alpheios flieht. Schon die antike Hirtenidylle lebt vom Gegensatz Stadt–Land und versteht sich als Abkehr von der städtischen Zivilisation und als Hinwendung, ja Verklärung eines einfachen, natürlichen Lebens, das in den Idyllen des 18. Jh. (S. Gessner u. a.) nachempfunden wird. Gar so gewaltfrei und friedvoll, wie S. F. annimmt, war die pastorale Welt nicht. Nomadisierende Hirten haben in der grossen ägyptischen Wanderung seit dem 13. Jh. v.Chr. Griechenland nach und nach in Besitz genommen. Sizilien ist nicht nur der Schauplatz bukolischer Dichtung, sondern auch der Sklavenaufstände, die 135 v. Chr. als Revolte von Hirten ihren Anfang nahmen. So ist die antike Hirtenkultur komplexer, als sie in der liebevollen und informativen Schilderung von S. F. erscheint.

Hans Kloft

*Angelos Chaniotis/Annika Kuhn/Christina Kuhn (Hgg.): Applied Classics. Comparisons, Constructs, Controversies* (HABES 46). Franz Steiner, Stuttgart 2009. VIII, 259 S.

Der vorliegende Band geht auf eine Tagung im Juni 2005 in Bad Honnef zurück. Als Leitbegriffe für die Integration des klassischen Altertums in die Kultur der Neuzeit werden *Comparison*, *Constructs*, *Continuities* und *Controversies* herausgestellt (S. 3) – wobei der Verzicht auf den dritten Begriff im Untertitel bereits andeutet, dass der Akzent weniger auf einer Weiterführung als vielmehr auf einer kritischen Differenzierung liegt. Fast alle Artikel sind mit umfangreichen Bibliographien versehen.

Die ersten drei Beiträge zielen auf übergreifende historisch-theoretische Fragestellungen unter dem Aspekt des Vergleichs. François Hartog zeichnet die Akzentverlagerung von einer blossen Parallelisierung zwischen Antike und Moderne zu einer Betonung der Neuartigkeit des modernen Denkens in Frankreich vom 17. bis zum 19. Jh. nach. Angelos Chaniotis untersucht im Hinblick auf den europäischen Einigungsprozess der Gegenwart an Hand zweier Fallstudien die Herausbildung einer kollektiven Identität bei heterogenen Ursprüngen in der Antike und beantwortet die Frage «*Learning from the Past?*» zurückhaltend: «*Classical paradigms should not offer models to be copied, but stimuli for reflections*» (S. 50). Auch Géza Alföldy spricht sich gegen einen Modellcharakter des *Imperium Romanum* für ein vereinigtes Europa aus.

Die folgenden fünf Aufsätze befassen sich mit der Instrumentalisierung der Antike für Anliegen der eigenen Zeit in den USA (Alexander Demandt), in Griechenland (Constanze Güthenke) und in Deutschland. Kann dabei Stefan Rebenich am Beispiel Wilhelm von Humboldts die Bedeutung des griechischen Altertums für die Herausbildung einer bürgerlichen Lebenshaltung herausarbeiten, so analysieren Kai Brodersen und Thomas A. Schmitz die problematischen Seiten von Antike-Konstrukten beim Übergang des Bürgertums vom Liberalismus um 1848 zum Nationalismus nach 1871 und in den Jahren 1914–1918, in denen nicht nur die Kriege der Vergangenheit für die aktuelle Propaganda in Anspruch genommen wurden, sondern der Erste Weltkrieg zugleich auf makabre Art zur ideologischen Rechtfertigung der Altertumskunde und des humanistischen Gymnasiums diente.

In den letzten sechs Artikeln des Bandes, in denen Fragen der Anknüpfung *an* und der Auseinandersetzung *um* das antike «Erbe» differenziert erörtert werden, geht es vor allem um eine Erweiterung unseres Blickfeldes. So erkennt Elisabeth Craig den sogenannten Hippokratischen Schriften eine ähnliche Relevanz zu wie den zumeist im Vordergrund stehenden poetischen Werken; Sally C. Humphrey fordert eine interdisziplinäre Ausrichtung der Forschung; aus Takashi Minamikawas Beitrag über Japan wird ersichtlich, dass von einer aussereuropäischen Perspektive her neue Erkenntnisse über kulturelle Phänomene zu gewinnen sind; und Robin Lane Fox macht am Beispiel von Oliver Stones Alexander-Film den Wert popularisierender Rezeptionsformen deutlich. Joshua Ober schliesslich knüpft mit der Frage «*Can We Learn from Ancient Athenian Democracy?*» an die Beiträge von Chaniotis und Alföldy an und gelangt angesichts der Schranken dieser Staatsform ebenfalls zu der Erkenntnis, dass in der Gegenwart nur wenig unmittelbar übernommen werden kann.

Der Band *Applied Classics* vermittelt ein unkonventionelles Bild vom Stellenwert der Antike in der heutigen Zeit, betont nicht nur Unterschiede, sondern auch regelrechte Gefahren, zielt aber auch auf neuartige Zugangsformen und lässt auf vielfältige Weise die Lebendigkeit und Unabgegoltenheit der griechischen und römischen Traditionen sichtbar werden.

Volker Riedel

**Margret Dissen: Römische Kollegien und deutsche Geschichtswissenschaft im 19. und 20. Jahrhundert.**

Franz Steiner, Stuttgart 2009, 337 S.

Die *Collegia* als Vereinigungen der stadtömischen *plebs urbana* haben sich seit Theodor Mommsens grundlegender Untersuchung durchaus stets des Interesses der althistorischen Forschung erfreut. Gewöhnlich wurden sie freilich als ein untergeordneter Faktor innerhalb des aristokratisch geprägten Gefüges der römischen Republik betrachtet, dem nur durch die Umtreibe des Clodius seit 58 v.Chr. vorübergehend eine etwas grössere Bedeutung zugekommen ist. Margret Dissen (D.) unternimmt es nun in ihrer von Justus Cobet angeregten Dissertation an der Universität Duisburg-Essen von diesem eng begrenzten Gegenstand her eine Forschungsgeschichte der deutschen Altertumswissenschaft in

den letzten 150 Jahren bis in die unmittelbare Gegenwart zu schreiben. Mit bewundernswürdiger Energie führt sie die verschiedenen Zugriffe auf die römische Republik vor, von der juristischen und politischen Betrachtungsweise Mommsens über den gesellschaftswissenschaftlichen Ansatz Matthias Gelzers – dessen bis heute fortwirkende Bedeutung D. immer wieder hervorhebt – bis hin zur wirtschaftswissenschaftlich und soziologisch orientierten Forschung der neueren Zeit und der kulturwissenschaftlichen Perspektive unserer Tage. Obwohl sie insgesamt ihre Forschungsgeschichte als eine des Fortschritts angelegt hat, fragt sich D. bisweilen doch mit Recht, ob dem immer mehr verfeinerten Instrumentarium auch ein entsprechender Erkenntnisgewinn gegenübersteht, zumal Mommsens und Gelzers Blick auf die *Collegia* «von oben» bereits von Wilhelm Liebenam und Jean-Pierre Waltzing Ende des 19. Jahrhunderts durch den Blick «von innen» umfassend ergänzt worden ist. Dabei bietet D. aber bedenkenswerte Porträts zahlreicher Forscher, die auch dann mit Gewinn zu lesen sind, wenn wie etwa bei Alfred Heuss und Christian Meier die städtischen Unterschichten keineswegs im Brennpunkt ihrer Interessen standen.

Jürgen von Ungern-Sternberg

**Christoph Riedweg (Hg.): Grecia Maggiore: Intrecci culturali con l'Asia nel periodo arcaico / Graecia Maior: Kulturaustausch mit Asien in der archaischen Periode.** Akten des Symposions aus Anlass des 75. Geburtstages von Walter Burkert (BHR XXX). Schwabe, Basel 2009. 172 S.

Dass Walter Burkerts Interessen sehr weitgestreut sind, braucht nicht besonders betont zu werden. Doch eine Fragestellung beherrschte seinen stets aktiven Geist: Wie verhält es sich mit dem kulturellen Austausch zwischen den beiden Hochcivilisationen Griechenland und dem Vorderen Orient? Zu diesem Thema versammelte Ch. Riedweg eine Handvoll Spezialisten, darunter auch zwei Schüler Burkerts, zu einem Geburtstagssymposion und legt hier die daraus hervorgegangenen Akten vor. Dabei vermischen sich kolloquialer Charakter (Begrüßungsworte der Direktoren des ISR und des DAI, erster Festvortrag), und Aufsätze rein wissenschaftlichen Charakters. Im ersten Festvortrag zeichnet A. Panaino ein lebendiges Bild der komplexen Verhältnisse, was die gegenseitigen Einflüsse zwischen Griechenland und dem Iran betrifft. I. Hajnal nimmt sich der Problematik der Schriftkultur der mykenischen Bronzezeit an und zeigt, wie weit diese hinter dem volletablierten Schriftgebrauch der vorderasiatischen Kulturen zurücksteht. Walter Burkert selbst äussert sich zum ägäischen Kulturräum, der vom Griechischen dominiert wird. M.L. Gemelli Marciano lenkt die Aufmerksamkeit auf Heraklits religiöse Vorstellungen, die grosse Verwandtschaft mit denjenigen im asiatischen Raum zeigen, ja manchmal im Griechischen sonst gerade nicht belegt sind. Schliesslich hinterfragt G. Cadio das Konzept des *ex oriente lux*, das so eng mit dem Namen von Burkert verbunden ist. Leider bleiben uns die Stellungnahmen im Rahmen der Podiumsdiskussion vorenthalten. Mit Panainos Bild des interkulturellen Austausches zwischen Griechenland und dem Iran und Burkerts eigenem Beitrag stehen sich nämlich zwei Sichtweisen gegenüber, die zweifelsohne zu einem regen Meinungsaustausch geführt haben dürften. Nichtsdestotrotz gewinnt der Leser einen interessanten Überblick über eine Problematik, die Burkerts Schaffen über die Jahrzehnte begleitet hat. Ganz im Sinne des Jubilars liegt keine abschliessende synthetische Sichtweise vor, sondern es werden verschiedene Wege aufgezeigt, wie Burkerts Erbe weitere Früchte tragen kann.

Orlando Poltera

**Claude Calame: Sentiers transversaux. Entre poétiques grecques et politiques contemporaines.** Études réunies par David Bouvier, Martin Steinrück et Pierre Voelke. Jérôme Million, Grenoble 2008. 332 p.

Ce recueil de 14 articles – donc une sorte de *Kleine Schriften* – précédés d'un entretien avec le journaliste culturel et chercheur français Alexandre Wong constitue un hommage par les élèves-éditeurs à leur maître. Aussi ont-ils procédé à un choix qui se veut représentatif des multiples facettes de l'activité scientifique et publique de l'helléniste lausannois et actuel directeur d'études à l'EHESS à Paris. On se trouve donc «au carrefour de la philologie, de la sémiotique, de la linguistique, de l'énonciation, de l'anthropologie culturelle et de l'histoire des religions» (avant-propos, 5). Le lecteur (re)découvrira des contributions organisées selon les quatre directions: 1. *Catégories anthropologiques et poétiques*, 2. *Légendes, cultes et formes poétiques*, 3. *Énonciations et mise en discours*, 4. *Regards*

*politiques*. La bibliographie y relative (S. 279–312) illustre à merveille la grande curiosité intellectuelle qui caractérise C. Sa méthode de travail s'en ressent, car elle réunit autant la critique historique que politique, en passant par l'analyse du lien entre la pratique cultuelle et la pratique poétique en Grèce, sans oublier l'approche énonciative particulièrement chère à C. Le volume est clos par la liste impressionnante de publications de C. depuis ses débuts en 1966 et s'échelonnant sur une bonne quarantaine d'années (jusqu'en 2007). Ce n'est pas tant la difficulté de mettre la main sur les différentes contributions rassemblées ici que leur mise en contexte thématique, qui rend le recueil précieux.

Orlando Poltera

*Hans Michael Schellenberg/Vera Elisabeth Hirschmann/Andreas Krieckhaus (éds): A Roman Miscellany. Essays in Honour of Anthony R. Birley on his Seventieth Birthday* (Monograph Series Akanthina, 3). Akanthina, Gdańsk 2008. 236 p., 1 CD-ROM.

Offert à Anthony R. Birley pour son septantième anniversaire, ce volume de mélanges publié par trois de ses anciens étudiants comprend dix-huit communications classées par ordre alphabétique, pour la plupart en lien avec les sujets de recherche du savant anglais. Plusieurs ont trait à la Bretagne, qu'il s'agisse de nouveaux diplômes militaires publiés par W. Eck et A. Pangerl ou de notes prosopographiques établies par M. Hassall. D. Mattingly réfléchit quant à lui aux liens entre urbanisme et épigraphie. D'autres sortent des frontières bretonnes, tel K. Wachtel qui publie une inscription monumentale de Sexaginta Prisca, ou abordent des questions plus générales: H.M. Schellenberg se livre à quelques observations sur les pièces d'artillerie dans l'œuvre de Hiéron d'Alexandrie, D. Whitehead s'interroge sur certains aspects de la *Poliorcétique* d'Apollodore, tandis qu'E.L. Wheeler prend position dans le débat sur les prêtres de l'armée romaine. Le christianisme antique en Asie Mineure fait l'objet des études de V.E. Hirschmann sur les novatiens et montanistes en Phrygie et de P. Lampe sur l'épitaphe de Paulin de Sébaste. La même région retient l'attention de S. Sommer qui s'intéresse aux associations actives à Tarse au moment de la campagne orientale de Trajan et de R. Ziegler qui présente une émission monétaire d'Anemourion sous Maximin le Thrace. La biographie est au cœur des travaux de B. Bleckmann sur quelques passages de la *Vita Constantini* d'Eusèbe et de L. de Blois sur la question du commandement des soldats dans les *Vies de Galba et d'Othon* de Plutarque. Un peu différente est la démarche de F. Paschoud qui livre les mémoires (fictives) d'un *agens in rebus*. Enfin, mentionnons quelques communications isolées: celle d'O. Salomies sur les critères présidants au choix d'un *cognomen* à Rome, d'H.M. Cotton sur le parallélisme des attitudes d'Antiochos IV et d'Hadrien envers les Juifs, de K. Vössing sur le récit du massacre de Cirta dans l'œuvre de Salluste et enfin de R. Talbert sur l'œuvre du cartographe P. Lapie. L'ouvrage se clôt par la bibliographie exhaustive d'Anthony Birley. Ces mélanges foisonnantes constituent une jolie manière de rendre hommage à son œuvre.

Christophe Schmidt Heidenreich

*Laurent Bricault (éd.): Sylloge Nummorum Religionis Isiacae et Sarapiacae (SNRIS)*. Avec la collaboration de Richard Ashton, Fabrice Delrieux, Wolfgang Leschhorn, Ulrike Peter, Carla Sfameni, Giulia Sfameni Gasparro. Préface de Jean Leclant (Mémoires de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, 38). De Boccard, Paris 2008. 347 p., nombreuses illustrations, 50 cartes, CD-ROM. Depuis environ dix ans, Laurent Bricault (B.) n'a cessé d'enrichir la bibliographie des études isiaques par des publications qui se sont vite rendues indispensables, et dont les plus importantes sont l'*Atlas de la diffusion des cultes isiaques* (2001) et le *Recueil des Inscriptions concernant les Cultes Isiaques* (*RICIS*; 2005). Dernier-né de la famille, le *SNRIS* réussit lui aussi sa difficile mission, celle de synthétiser les informations concernant plus de 3000 émissions de monnaies isiaques (c'est-à-dire frappées hors d'Égypte) et de 2500 émissions alexandrines, regroupées en pas moins de 3093 fiches.

Cet ouvrage, mené à terme par une équipe de spécialistes internationaux rassemblée par B., est introduit par une présentation typologique des différentes figures isiaques (coiffes, divinités, etc.). Renonçant à une étude de type diachronique, il passe ensuite à une double analyse des émissions numismatiques isiaques: d'abord une analyse géographique, selon le même modèle que celui qui avait été adopté pour l'*Atlas* et le *RICIS*, passant en revue la production des monnaies isiaques par régions (239 cités sont étudiées). Puis une analyse chronologique, en proposant une réflexion globale

sur l'émission de monnaies isiaques depuis l'époque hellénistique jusqu'à la fin du V<sup>e</sup> siècle. L'ouvrage est complété par une bibliographie et des index exhaustifs, et se voit pour finir enrichi d'un atlas cartographique réunissant 51 planches.

Saluons encore la présence d'un CD-ROM regroupant l'ensemble des 3093 fiches dans une base de données accessible sur PC et sur Mac, ainsi que toutes les photographies de l'ouvrage en format digital. On rêverait, à l'avenir, de voir ces informations rendues accessibles en ligne (sur abonnement?), en les hébergeant par exemple sur le site des études isiaques ([www.etudes-isiaques.fr](http://www.etudes-isiaques.fr)).

En définitive, on ne peut que se féliciter de l'existence de ce précieux instrument, qui favorisera sans nul doute la prise en compte des sources numismatiques dans le domaine de l'étude des religions isiaques.

Philippe Matthey